

UB Gießen

22

473

48

OSR

A N Z B A L L H Ö R N



DIE KELTER GOTTES



Tagebuch eines jungen Christen

1940-1945

DER QUELL

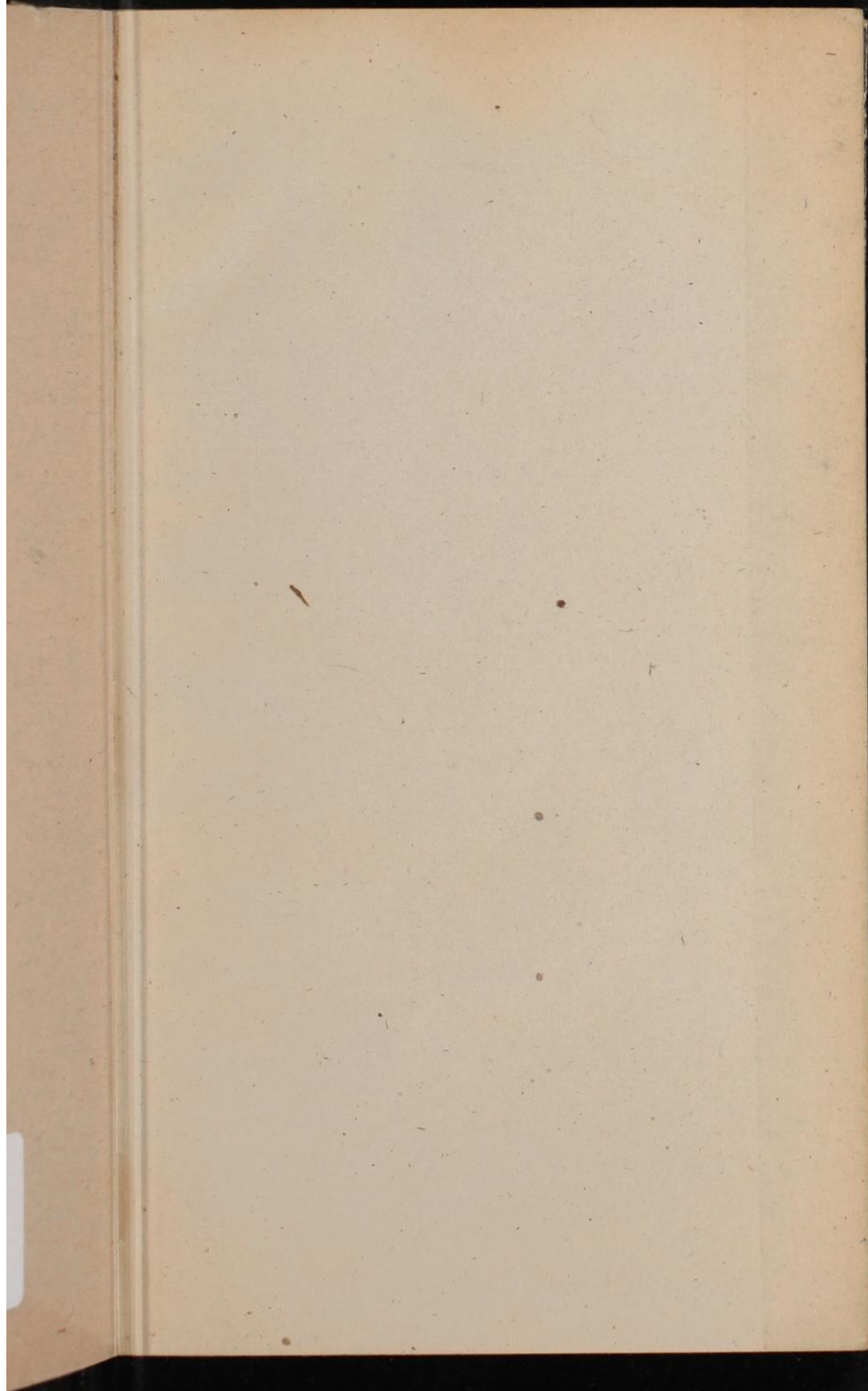
VERLAG K. H. VON SAINT-GEORGE UND STRAUF • MÜNSTER i. W.

22.473.43

UB GIESSEN



22 473 484



FRANZ BA

FRANZ BALLHORN / DIE KELTER GOTTES



1946

ALLE RECHTE BEIM VERLAG „DER QUELL“ · MUNSTER IN WESTF.
EINBAND U. TITELZEICHNUNG HERMANN SCHARDT.
DRUCK: F. W. ROHDEN GRAPHISCHE ANSTALT ESSEN

R IN WESTF.
SCHARDT.
ALT ESSEN



Foto Renger-Patzsch

CHRISTUS IN DER KELTER

BILDSTOCK IN DER WALLFAHRTSKAPELLE VON EDIGER (MOSEL)

F R A

DIE F

Tagebu

VERLAG K. H.

F R A N Z B A L L H O R N

DIE KELTER GOTTES

Tagebuch eines jungen Christen
1940 · 1945



DER QUELL

VERLAG K. H. VON SAINT-GEORGE UND STRAUF · MUNSTER I. W.

*Oftmals, wenn alles verloren schien, war in Wahrheit
alles gewonnen und gerettet. Viel von dem, was wir
sind, verdanken wir nicht dem, was wir geleistet, son-
dern dem, was wir gelitten; nicht dem, was wir hatten,
sondern dem, was uns fehlte. Glutheißer Sommer reift
gute Frucht, reiche Ernte und edlen Wein. Geschähe
der Traube in der Kelter nicht wehe, es würde kein
Wein daraus.*

Paul Wilhelm von Keppel.

22.473.484

Univ.-Bibl.
Giessen

ES IST SOWE
der deutschen
Gefüllt mit
mußte ich m
Heute Vormi
gewachsene
unser stilles
ersten Frage
Msgr. Dr. Po
„Raus mit d
Nennen Sie
saubere Klee
aus.“
Meine wah
Monaten oh
bin, findet ke
Schränke, T
wühlt nach
nungen. Oh
Zwei SD-M
führen mich
dritte bleib
Im Hause
Internationa

1940

*

28. Juni 1940

ES IST SOWEIT. Sieben Wochen sind seit dem Einfall der deutschen Truppen in Holland ins Land gegangen. Gefüllt mit nervöser Spannung. Seit dem 10. Mai mußte ich mit Verhaftung und Kerker rechnen.

Heute Vormittag kurz nach 9 Uhr drangen drei hochgewachsene Männer des SD (Sicherheitsdienst) in unser stilles Heim am Rande von Breda ein. Ihre ersten Fragen galten P. Friedrich Muckermann S. J., Msgr. Dr. Poels und Dr. Hein Hoeben.

„Raus mit der Sprache. Wo stecken die Lumpen? Nennen Sie uns ihren Aufenthaltsort. Finden wir das saubere Kleeblatt durch Ihre Mithilfe, gehen Sie frei aus.“

Meine wahrheitsgemäße Aussage, daß ich seit Monaten ohne jede Verbindung mit den Gesuchten bin, findet keinen Glauben. Schreibtisch und Bücherei, Schränke, Truhen, Kisten und Kasten werden durchwühlt nach verdächtigen Papieren und Aufzeichnungen. Ohne Ergebnis.

Zwei SD-Männer nehmen mich zwischen sich und führen mich zum bereitstehenden Polizeiwagen, der dritte bleibt zurück.

Im Hause Teteringsche Dyk 26, der Zentrale des Internationalen Katholischen Weltpresse-Büros, be-

mühen sich mehr als ein Dutzend SD-Schergen. Pressedienste in zehn Sprachen liegen ausgebreitet und werden neugierig beschnüffelt.

„Dies giftige Wespennest werden wir mit Stumpf und Stiel ausräuchern“, triumphiert ein Herr Lorenz. Offenbar der Chef.

Nacheinander werden mir die einzelnen Bulletins vorgelegt: Der „National-Catholic-Welfare-Conference“-Dienst aus Washington, das Brüsseler Bulletin der „Katholieke Perscentrale“, die Schweizer „K. I. P. A.“ (Kathol. Intern. Presse-Agentur, Freiburg), die Blätter der Warschauer „Polska Katolicka Agencja Prasowa“, die Veröffentlichungen des Mailänder „Istituto Cattolico per la Stampa“, die Nachrichten des Budapester „Középeuropai Katolikus Kurir“, die Neuigkeiten der Wiener „Christlichen Presse-Zentrale“, der niederländischen „Katholieke Wereldpers“, des chinesischen Dienstes „Lumen“, der vatikanischen „Agentia Fides“. Man verlangt Erklärung und teilweise Übersetzung des Inhalts. Ich berichte von der Vatikanischen Presseausstellung 1936 und der in diesem Jahr in Rom beschlossenen Errichtung einer Internationalen Katholischen Weltpresse-Zentrale in Breda (Holland), spreche über die seit 1936 von Jahr zu Jahr gewachsene Zusammenarbeit der einzelnen nationalen und übernationalen katholischen Nachrichtenstellen mit der Zentrale in Breda, betone die klare, festumrissene Zielsetzung des Zentralbüros, nämlich Diener der Wahrheit, Kämpfer gegen Lüge und Verleumdung zu sein.

Mein seltsames Auditorium winkt ab. „Alles katholischer Schmuß“, meint Lorenz geringschätzig, „Ihr ‚Muckermänner‘ habt von Holland aus gegen uns jahrelang gegiftet, gegeistert, gehetzt. Wir kennen

euern Saftlade
verkappte jüd
wie so viele a
Wahrheit, eue
Neuheidentum
unter dessen S
dunkle Kanäle
Mein Hinweis
Nachrichtenze
nende Kircher
Dokumente, I
und kirchlich
presse zuleite
Ein wenig sy
seite, zischt r
Dann bemüht
nalien.
Um die Mitte
niederländisc
Rektor Arnol
Zum letzten
und Trauer
über Biblioth
saust das fun
riert“ — übe
straße Breda
In den Amt
Lambert Roo
Brabanter K
einer der „N
Gemeinsam
einem Lastw

euern Saftladen nicht erst seit heute! Ihr seid eine verkappte jüdisch-plutokratische Propagandazentrale wie so viele andere. Euer angeblicher Kampf für die Wahrheit, euer Geseire über Kirchenverfolgung und Neuheidentum in Deutschland waren der Tarnmantel, unter dessen Schutz ihr euer verderbliches Gift durch dunkle Kanäle in alle Welt verspritzt habt."

Mein Hinweis auf die Tatsache, daß die Katholische Nachrichtenzentrale Breda über die nicht wegzuleugnende Kirchenverfolgung im Dritten Reich nur amtliche Dokumente, Publikationen des deutschen Episkopats und kirchlicher Amtsstellen der katholischen Weltpresse zuleitete, bleibt ohne Wirkung.

Ein wenig sympathischer Kommissar nimmt mich beiseite, zischt mir unangenehm in die Ohren: Drohungen. Dann bemüht er sich um Feststellung meiner Personalien.

Um die Mittagsstunde wird der Hauptschriftleiter des niederländischen „Katholieke - Wereldpers" - Dienstes, Rektor Arnold van Lierop, hereingeführt.

Zum letzten Male schweift mein Blick voll Schmerz und Trauer über die geliebten hellen Arbeitsräume, über Bibliothek und Archiv. Wenige Minuten später saust das funkelnagelneue SD-Auto — natürlich „requisiert" — über die schnurgerade, spiegelglatte Reichsstraße Breda—Tilburg nach Herzogenbusch.

In den Amtsräumen des SD stoßen wir auf Rektor Lambert Rooyackers, Schriftleiter des weitverbreiteten Brabanter Kirchenblattes „Sint Jansklokken", auch einer der „Muckermänner".

Gemeinsam geht in später Abendstunde die Reise auf einem Lastwagen nach dem Vorort Vught zur Frederik-

Hendrik-Kaserne. Hier liegt ein Regiment der Waffen-SS in Ruhestellung.

Vor dem Wachtlokal halten wir an. Neugierige umringen uns, junge Soldaten, einige höhnisch grinsend und spottend. „Hallo, Pfaffen! Unerwarteter Besuch. Na, wir werden euch schon schleifen, daß euch das Weihwasser kocht . . . Gewiß Hetzer und Volksverführer oder ähnliches Lumpenpack. Das schwarze Geschmeiß schmarotzt doch überall. Strick um den Hals und an den ersten besten Baum aufknüpfen . . .!“ An der ehrlichen Meinung dieser freundlichen Begrüßungen zweifeln wir nicht. Dafür bürgt der weltweite Ruf der Himmlerschen Soldateska.

Eine sehr kahle Zelle, Nummer 15, wird mir als vorläufige „Wohnung“ zugewiesen. Vier weißgekalkte Wände, eine Holzpritsche mit Wolldecke, ein Schemel. Ein Rottenführer bringt ein Stück hartes, beschimmeltes Brot und ein Kochgeschirr mit Wasser.

Im Dämmerchein des schwülen Sommerabends hocke ich sinnend auf der harten Pritsche. Die Kirche feiert heute das Gedächtnis des Hl. Irenäus, Schüler des Hl. Polycarpus und Bischof von Lyon. 202 starb dieser Apostel Galliens den Martertod, „Lex veritatis fuit in ore ejus, et iniquitas non est inventa in labiis ejus“ . . . „Das Gesetz der Wahrheit war in seinem Munde, und Unrecht fand man nicht auf seinen Lippen“, heißt es im Introitus und in der Epistel des Hl. Paulus an Timotheus, 2. T.: „Es werden Zeiten kommen, da man die gesunde Lehre nicht erträgt, sondern nach eigenen Gelüsten Lehrer beschafft, die den Ohren kitzeln. Von der Wahrheit aber wird man das Ohr abwenden und sich Fabeleien zuwenden.“

Herr, stärke mich und meine Brüder im Glauben . . .

VIER SCHWEL

Tage ohne au
händigung u

Seife, Zahnpa

wurde eine W

und böartige

Unser einzige

derart besch

Wasserstrahl

Wechselweis

anlagen hera

Papier gelte

Wasser und

arbeit!

Unsere Wa

Mittagsstun

riegel der

erscheint d

Wachposten

raunzen eini

gang fort.

Alle acht T

führer, frag

eventuellen

Brause- od

gnädig zust

nichts. Das

Zufriedenhe

ruhig ein b

Die Tage v

Denken un

25. Juli 1940

VIER SCHWEREWOCHEN liegen hinter uns. Die ersten Tage ohne ausreichende Waschgelegenheit. Die Aushändigung unserer mitgebrachten Toilettensachen, Seife, Zahnpasta, Bürste, Handtuch, Schlafanzug usw. wurde eine Woche lang verweigert. Kleine Quälereien und böartige Nadelstiche sind an der Tagesordnung. Unser einziges Wasserklosett haben mutwillige Hände derart beschädigt, daß bei Benutzung ständig ein Wasserstrahl über Kopf und Rücken rieselt.

Wechselweise werden wir zur Reinigung der SS-Abortanlagen herangeholt. Klosettbürsten, Aufnehmer oder Papier gelten dabei als seltener Luxus. Ein Eimer mit Wasser und zwei Hände müssen genügen. Eine Sauarbeit!

Unsere Wache wechselt alle 24 Stunden. Um die Mittagsstunde ist Wachablösung. Die schweren Eisenriegel der massiven Zellentür klirren, im Rahmen erscheint der „Unteroffizier vom Dienst“ und ein Wachposten, kontrollieren die Zelle, schnauzen und raunzen einige Minuten und setzen dann ihren Kontrollgang fort.

Alle acht Tage erscheint ein Unter- oder Obersturmführer, fragt — o welche Ironie — nach Befinden und eventuellen Wünschen. Viermal habe ich um ein Brause- oder Wannenbad gebeten, viermal hat er gnädig zustimmend genickt, viermal ereignete sich nichts. Das fünftmal werde ich ihm meine restlose Zufriedenheit zum Ausdruck bringen. Spielen wir also ruhig ein bißchen Theater mit...

Die Tage verstreichen ohne Abwechslung. Mit Beten, Denken und geistiger Arbeit schlage ich mich durch

die langen Tage. Meine einzige Medizin ist die Geduld. Im Geiste feiere ich die kirchlichen Feste des Juli-monats: das Fest des Kostbaren Blutes unseres Herrn, Mariä Heimsuchung, den Gedenktag des Hl. Antonius Maria Zacharia, des Arztes und Bekenners, der das 40stündige Gebet einführte, das Gedächtnis der großen Slawenapostel Cyrillus und Methodius, des Hl. Kirchenlehrers und Bekenners Bonaventura, des deutschen Kaisers und Wohltäters Heinrich, Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, des Hl. Krankenpflegers Camillus de Lellis, des Hl. Vinzenz von Paul, Maria Magdalena, des bischöflichen Märtyrers Apollinaris.

Zahllos wie Sand am Meer reihen sich die Namen der Helden und Heiligen durch die Jahrhunderte der streitenden, leidenden und triumphierenden Kirche. Wir stehen nie allein im Kampf. Das Heldentum der Vergangenheit strahlt seinen Glanz in die Gegenwart...

Um 16 Uhr tritt ein in Zivil gekleideter SD-Beamter mit mächtigem Kahlschädel bei mir ein, zieht einen Revolver, schaut mich lauernd an und sagt schließlich: „Sie haben die Wahl zwischen Kugel und Geständnis. Tod oder Leben liegen bei Ihnen. Sie haben Frau und Kind. Denken Sie daran in den nächsten Stunden. Sie wissen, was wir in Polen gemacht haben. Es ist alles wahr, was die Weltpresse über uns und unsere Methoden schreibt. Unter vier Augen kann man das ruhig sagen. Wir kennen keine Hemmungen. Der Terror ist unsere Macht. Unnötig, mehr zu sagen. Sie wissen selbst genug. Seien Sie also vernünftig und sprechen Sie, bevor Sie uns zwingen, die Daumenschrauben anzuziehen — wohlgemerkt physisch und psychisch!“

Schweigend fo
ich ihn heimlich
bene Pennäler
Diesmal habe
Kanone ins F
Wild-West-Ma
serer ersten
sie recht ulkig
mit ihren dür
Eindruck gem
In der „Folte
nehmungszim
Student und
ersten Verhö
Aktenstöße. I
denz und Do
Archiv — na
der reichhalt
Europas — s
Mehr als fünf
Kunze und d
von Fragen
Kunze seine
einigen saft
und pfeifend
abgekommen
leitung hätt
blitzende ur
Nekrolog fo
liche Lektio
Im Heilige
Apostel, de
ehrt werden

Schweigend folge ich dem „Rattenfänger“. So taufe ich ihn heimlich. Das „Taufen“ ist eine haftengebliebene Pennälermanie.

Diesmal haben die „Berliner“ offenbar eine neue Kanone ins Feld geschickt. Die polternden und in Wild-West-Manier tobenden „Himmelstoß“-figuren unserer ersten Vernehmungstage — zuweilen wirkten sie recht ulkig in ihrer geistigen Hilflosigkeit — haben mit ihren dürftigen Protokollen vielleicht schlechten Eindruck gemacht und das Feld räumen müssen.

In der „Folterkammer“ — so nennen wir das Vernehmungszimmer — sitzt Heinz Kunze, verbummelter Student und SS-Untersturmführer. Kenne ihn vom ersten Verhör in Breda. Vor ihm liegen gewaltige Aktenstöße. Ich erkenne Mappen mit Privatkorrespondenz und Dokumentationsmaterial aus dem Bredaer Archiv — nach Urteilen von Leuten vom Bau eines der reichhaltigsten und bestgeführten Pressearchive Europas — sowie Zeitschriftenmaterial.

Mehr als fünf Stunden muß ich zwischen „Knüppel“-Kunze und dem „Rattenfänger“ stehend im Kreuzfeuer von Fragen ausharren. „Multa, non multum“, gibt Kunze seiner Meinung zum Abschluß Ausdruck. Außer einigen saftigen Kinnhaken, gepfefferten Kopfnüssen und pfeifenden Reitpeitschenhieben bin ich glimpflich abgekommen. Dem „Rattenfänger“-Prolog der Einleitung hätten nach den Gesetzen der Dramaturgie blitzende und donnernde Höhepunkte und zuletzt ein Nekrolog folgen müssen. Ich habe wieder eine gründliche Lektion im Umgang mit der Gestape hinter mir ... Im Heiligenkalender hat heute Sankt Jakobus, der Apostel, dessen Gebeine in Compostella so hoch verehrt werden, seinen Tag. Sein Leben war, wie das aller

Apostel, Leiden und Verfolgung. Herodes Agrippa ließ ihn im Jahre 42 in Jerusalem enthaupten. Sehr realistisch schildert Paulus in seinem 1. Korintherbrief das Los der Apostel: „Brüder! Gott hat uns Apostel an den letzten Platz gestellt, wie solche, die dem Tode geweiht sind. Denn wir sind zum Schauspiel geworden der Welt, den Engeln und den Menschen. Wir sind Toren um Christi willen, ihr dagegen seid weise in Christus, wir sind schwach, ihr seid stark, ihr seid angesehen, wir sind verachtet. Bis zu dieser Stunde hungern und dürsten wir, leiden Blöße, werden mißhandelt und haben keine bleibende Stätte. Wir mühen uns ab mit unserer Hände Arbeit. Man flucht uns, wir segnen, man verfolgt uns, wir dulden, man lästert uns, wir beten. Zum Auswurf dieser Welt sind wir geworden, zum Abschaum aller bis auf diese Stunde.“

1. August 1940

DER ERSTE FREUDENTAG in meiner Zelle. Um 16 Uhr höre ich ein helles Kinderstimmchen auf dem Gang. „Papi, Paaapi . . .“ klingt es suchend. Die Riegel klirren. Ein Oberscharführer kündigt: „Sie haben Besuch von Frau und Kind. Es ist streng verboten, außer rein persönlichen Dingen Angelegenheiten Ihrer Haft zur Sprache zu bringen. Sie haben 15 Minuten Zeit.“

Weiche Kinderärmchen umschlingen meinen Hals. umkosen bärtige, bleiche Wangen und Lippen. Welche Seligkeit! Tapfer hält sich meine liebe, ach so mutige und seelenstarke Frau. 1934 war sie bereits einmal einige Wochen meinetwegen in Staatspolizeihaft. Aus dem Gefängnis schickte sie mir damals nach Holland den herrlichen „Brautschwur“ von Reinhard Johannes Sorge:

„Wir haben
Zum Heile u
Wir haben u
Uns Blut an
Kein Schwei
Denn eines
In zweier L
Schlägt eine
Herr, uns ei
Daß eins wi
Gott prüft sie
sein? Das wei
Opfer von un
Der Herr hat
Er wird uns
„Fiat volun
Richtschnur

WAR DAS E
üblich hatte
Zellentüren
frische Luft
Fensteröffnu
Eine hohe, s
Gang hinun
gemagert u
Generalsekr
nationale de
und Hauptse
in Breda.
Haben ihn
mag es ihm

„Wir haben uns versprochen
Zum Heile ungebrochen, für alle Ewigkeit.
Wir haben uns gefunden,
Uns Blut an Blut gebunden, für alle Ewigkeit.
Kein Schwert kann uns mehr scheiden,
Denn eines ward uns beiden, für alle Ewigkeit.
In zweier Leiber Kammer
Schlägt eines Herzens Hammer, für alle Ewigkeit.
Herr, uns einst gnädig richte,
Daß eins wir sind im Lichte der seligen Ewigkeit.“

Gott prüft sie hart. Wann werden wir wieder vereint
sein? Das weiß die Vorsehung allein. Sie verlangt das
Opfer von uns, und wir werden es gelassen bringen.
Der Herr hat uns bisher in allen Lebenslagen behütet.
Er wird uns auch in Zukunft nicht vergessen. Das
„Fiat voluntas tua!“ des Vaterunsers sei und bleibe
Richtschnur unseres Erdenwandels.

4. August 1940

WAR DAS EIN Erschrecken heute in der Früh. Wie
üblich hatte der Wachtposten die Klappen in den
Zellentüren geöffnet, die einzige Möglichkeit, um
frische Luft zu schöpfen. Unsere Zellen haben keine
Fensteröffnung.

Eine hohe, sehr schlanke Gestalt huscht den langen
Gang hinunter. Ich erkenne ihn, wiewohl er ab-
gemagert und grau erscheint: Dr. Hein Hoeben,
Generalsekretär der „Commission Permanente Inter-
nationale des Directeurs De Journeaux Catholiques“
und Hauptschriftleiter der Katholischen Pressezentrale
in Breda.

Haben ihn die Spürhunde des SD doch erwischt. Wie
mag es ihm und den Seinen — fünf Kinder zählt die

Familie — in den letzten Monaten ergangen sein? Am 11. Mai war er in Richtung Belgien—Frankreich evakuiert. Seither fehlte jede Nachricht. Wir glaubten ihn jedoch in Sicherheit vor den Fallstricken seiner ärgsten Widersacher. Und nun diese Enttäuschung.

11. August 1940

EIN HERRLICHER SOMMERSONNTAG. Fast die ganze Mannschaft der Kaserne ist nach Herzogenbusch ausgerückt. Unser Posten, ein gemütlicher Ostmärker, läßt uns fast zwei Stunden draußen im Kreis herumspazieren. „Immer hübsch Abstand halten! Sprechen verboten!“, ermahnt er hin und wieder.

Zum ersten Male ist Dr. Hoeben mit von der Partie. Ob Versehen oder Absicht im Spiel ist, wissen wir nicht. An seiner Zellentür Nr. 18 haftet ein Plakat: „Zutritt streng verboten! Jede Unterhaltung mit dem Gefangenen strikte untersagt!“ Bisher war er stets streng isoliert gehalten.

Ich halte mich drei Schritte hinter ihn. Leise murmelnd tauschen wir unsere Erlebnisse der letzten Wochen aus. Am 1. August ist er mit Frau und Kindern aus Südfrankreich nach Breda zurückgekehrt und hat sich freiwillig dem SD gestellt. Eine Vernehmung hat noch nicht stattgefunden. So habe ich beste Gelegenheit, ihn zu instruieren und über wichtige Dinge zu informieren. Eine Fügung des Himmels!

13. August 1940

UNSERE ZEIT IN Vught ist abgelaufen. Zwei Limousinen der Polizei trugen uns gestern in rascher Fahrt durch das saft- und kraftstrotzende Brabanter Land in seiner sommerlichen Pracht, über Maas und Rhein

nach Arnheim.
präsidium. He
gefängnis (Huis
sie mit uns vor
Die stillen Tage
teilen wir eine
tete Zelle. Ein r
Stühlen bildet
der Ecke hinte
mit Brillenranc
Gardinen Sorge
raum abgetren
mit eisernen E
zogen. Abend
gadier“ einzel
anderen Zeller
Freistunde mi
Buchtausch. D
zubereitet. Ein
Wannenbad, v
anstandslos be
ländische Wa
kommend. Na
Arnheim eine
Plaudern, Les

GESTERN BE
sprach uns Tr
bekenntnis d
Himmelfahrt
Leib des Her

nach Arnheim. Eine Nacht verschliefen wir im Polizeipräsidium. Heute morgen wurden wir ins Stadtgefängnis (Huis van Bewaring) überführt. Was mögen sie mit uns vorhaben?

Die stillen Tage der Einzelhaft sind vorüber. Zu viert teilen wir eine sehr geräumige, zweckmäßig eingerichtete Zelle. Ein rechteckiger Tisch mit vier angeketteten Stühlen bildet das Prunkstück des Wohnraumes. In der Ecke hinter einer spanischen Wand eine Tonne mit Brillenrand. Drei Oberfenster mit schwedischen Gardinen sorgen für ausreichende Lüftung. Vom Wohnraum abgetrennt sind die Schlafstellen, vier „Käfige“ mit eisernen Bettstellen. Die Betten sind weiß überzogen. Abends werden die Schlafkäfige vom „Brigadier“ einzeln verschlossen. Niemand kann seine anderen Zellengenossen sehen. Zweimal am Tage ist Freistunde mit Raucherlaubnis, einmal pro Woche Buchtausch. Die Kost ist einfach, jedoch schmackhaft zubereitet. Ein besonderer Genuß war das warme Wannenbad, das uns als „Zugängen“ auf Wunsch anstandslos bewilligt wurde. Überhaupt ist das niederländische Wachtpersonal sehr höflich, ja fast zuvorkommend. Nach den bitteren Wochen in Vught ist Arnheim eine wahre Erholung. Gemeinsames Gebet, Plaudern, Lesen, Schreiben füllen den Tag.

15. August 1940

GESTERN BESUCHTE UNS der Gefängnisgeistliche, sprach uns Trost zu und erteilte uns nach dem Sündenbekenntnis die Absolution. Heute, am Festtage der Himmelfahrt Mariä, empfangen wir gemeinsam den Leib des Herrn.

Unvergeßliches Erlebnis: In einem engen Holzkasten eingepfercht — vorn ein kleines viereckiges Drahtgeflecht —, feiern wir mit dem Priester am Altare das heilige Opfer.

Inbrünstig bete ich die Verse des herrlichen „Magnificat“: „Fecit potentiam in brachio suo, dispersit superbos mente cordis sui. Deposuit potentes de sede et exaltavit humiles“. „Er übet Macht mit Seinem Arm, zerstreut die Stolzgesinnten. Machthaber stürzt Er vom Throne und Niedrige erhöht Er.“ Der erste festliche Gottesdienst seit acht Wochen.

16. August 1940

UM HALB VIER Uhr früh weckt uns der alte Brigadier. „Schnell anziehen, alle Sachen mitnehmen. Sie kommen fort.“ Wohin, weiß er nicht. Wir raten: nach Berlin?

Eine alte Petroleumfunzel, die gespenstige Schatten wirft, in der zittrigen Hand, leitet uns der freundliche Alte die nachtdunkle Wendeltreppe hinunter. In der großen Halle des Gefängnisses treffen wir einige Leidensgenossen. Wir machen uns bekannt. Es sind da versammelt: Professor Dr. Josef Schmutzer aus Utrecht, Professor Dr. Robert Regout S. J., Völkerrechtslehrer der katholischen Kaiser-Karl-Universität Nijmegen und sehr beliebter Studentenerzieher, Pater Anton ten Winkel, Rektor des Redemptoristenklosters in Glanerbrug, Pater Ägidius, ein Dominikaner aus Venlo, Rektor Lambert Rooyackers aus Herzogenbusch, Rektor Arnold van Lierop und Dr. Hein Hoebe aus Breda, Peter Lütsches, Sekretär der Internationalen Katholischen Flüchtlingshilfe aus Utrecht, Josef Kusters, Postbeamter aus Sittard, Hanns und Mirzl

Steinhage, Sohn
kannten katho
„Der Deutsche
ihren seit dem

Wir alle gehö
bilden in den
Clique „politis
den Bestand u
und Volkes
unter der geis
mer eins' Frie

Reichlich bon
Milchbartes in
stehenden Las

„Wir reisen n
Den Haag—Be

nünftig und
gedanken aus
fährlich zugle
zu behandeln,
betragen.“

In Utrecht fir
Klasse vor. W
links und rec
Die schwere
durchgängig
D-Zug aus d

Unsere natur
ins Weite. Fe
tem Wechse
Fluren. Woll
durchpflüger

2 Ballhorn / Die

Steinhage, Sohn und Tochter des Schriftleiters der bekannten katholischen kämpferischen Wochenschrift „Der Deutsche Weg“ aus Oldenzaal, als Geiseln für ihren seit dem 10. Mai 1940 flüchtigen Vater.

Wir alle gehören zur Gruppe der „Muckermänner“, bilden in den Augen der Gestapo eine einheitliche Clique „politischer Verschwörer, die von Holland aus den Bestand und die Sicherheit des deutschen Reiches und Volkes ständig gefährdete und unterminierte unter der geistigen Führung des ‚Staatsfeindes Nummer eins‘ Friedrich Muckermann S. J.“

Reichlich bombastisch klingt diese Erklärung eines Milchbartes in SS-Uniform, der uns in einen bereitstehenden Lastwagen einsteigen hieß.

„Wir reisen nach Utrecht und von dort mit dem D-Zug Den Haag—Berlin zur Reichshauptstadt. Seien Sie vernünftig und schlagen Sie sich eventuelle Fluchtgedanken aus dem Kopf. Flucht ist sinnlos und gefährlich zugleich. Wir haben Auftrag, Sie anständig zu behandeln, vorausgesetzt, daß Sie sich entsprechend betragen.“

In Utrecht finden wir zwei reservierte Abteile zweiter Klasse vor. Wir machen es uns recht gemütlich, kaufen links und rechts noch allerlei erreichbare Genußmittel. Die schwere Lokomotive zieht an. Langsam rollt der durchgängig mit deutschen Uniformträgern besetzte D-Zug aus dem Häusermeer ins freie Feld.

Unsere naturentwöhnten Augen schweifen sehnsüchtig ins Weite. Felder, Wiesen, Wälder und Heide in buntem Wechsel. Herbstliches Ahnen zieht über die Fluren. Wolkenschatten fliehen über Felder. Kraniche durchpflügen hoch die blauen Lüfte. Ferne Wälder

stehen leicht umdunstet. Die Räder rollen ihr einschläferndes Lied.

Wir passieren die Grenze bei Bentheim, lassen den Teutoburger Wald, die Porta Westphalica hinter uns. Das Herz wird schwer und schwerer. Längstversunkene Verse tauchen auf:

Einmal hält der rastlos rollende Wagen,

Einmal endet das Land.

Einmal beginnt das Herz sein Abschiedsagen.

Einmal abscheidet das letzte Meer.

Einmal beginnt die große Trauer.

Einmal stockt das Herz von Schluchzen schwer...

Berlin. Am Schlesischen Bahnhof endet unsere Reise. Beamte des RSHA (Reichssicherheitshauptamt) in Zivil umringen uns. Nicht gerade unhöflich. Eisige Kälte geht von ihnen aus. Die „grüne Minna“ — so heißt volkstümlich der Gefangenenwagen — nimmt uns auf, rumpelt ächzend auf verbrauchten Federn und entläßt uns im Hofe des Polizeipräsidiums am Alexanderplatz. Das also ist der berühmte „Alex“. Die Erinnerung an Döblins Roman „Berlin Alexanderplatz“ und das darin schlicht erzählte Lebensschicksal des Franz Biberkopf, eines grobgeschnittenen Berliner Transportarbeiters, wird wach.

Hinter vergitterten Fenstern starren neugierige Augen aus blassen, bleichen Gesichtern.

In der Zugangszelle sitzt eine seltsam gemischte Gesellschaft. Frack neben Lumpen, Seidenroben neben billigen Kattunfähnchen. Typen von der Peripherie der Gesellschaft. Welchen Berufen mögen diese Menschen angehören? Seiltänzer, Akrobaten, Berufsverbrecher, abgeirrte Literaten, Zuhälter, Impresarien, Sänger, Reporter, Maler, falsche Kriminalkommissare, abenteuer-

liche Grafen, hoch
brüchige aus den
Welt, Liftjungen
auf harten Holz
fährdeten Zukun
Natürlich erregt
Insbesondere di
ein kesser Berlin
riecht sauer“, m

„Richtet euch ru
sich wochen- ur
sich die „Polen
posten und so.
stark eisenhaltig
uns ein Erfahre
maliger Ringver

Einzelnen werden
lichkeit registri
heißt der Facha
Nähte findet po
den „Effekten“
gekämmt wird u

schaftszelle, Na
Wir sehen un
(Knast = Gefä
unsere vorläufi
fung und Besi
schlechter“ („Es g
Rektor Rooyack
Brabanter Diale
Lebenslagen un
tag in „Sint Ja

liche Grafen, hochstapelnde Gräfinnen, Kokotten, Ausbrüchige aus den umhürdeten Gefilden der bürgerlichen Welt, Liftjungen und arme Straßenhuren. Seit' an Seit' auf harten Holzbänken. Dunkle Worte von einer gefährdeten Zukunft raunen durch den kahlen Raum. Natürlich erregt unser Einzug Staunen und Neugierde. Insbesondere die Soutanenträger. „Politisch?“, fragt ein kesser Berliner Junge. Wir nicken bejahend. „Det riecht sauer“, meint er bedauernd.

„Richtet euch ruhig häuslich ein. So 'ne Sache zieht sich wochen- und monatelang hin. Im Krieg nimmt sich die „Polente“ doppelt Zeit, von wegen Druckposten und so. An der Front ist denen die Luft zu stark eisenhaltig. Det ham'se nich gerne“. So tröstet uns ein Erfahrener aus der „Immertreu“-Gilde (ehemaliger Ringverein der Berliner Unterwelt).

Einzeln werden wir aufgerufen, mit preußischer Gründlichkeit registriert, numeriert und visitiert. „Filzen“ heißt der Fachausdruck. Der Inhalt aller Taschen und Nähte findet polizeiliches Interesse und wandert zu den „Effekten“. Ziemlich kahlgeplündert und ausgekämmt wird unsere Gruppe in eine größere Gemeinschaftszelle, Nummer 4 auf Station II, eingewiesen. Wir sehen uns um. Als erprobte „Knastologen“ (Knast = Gefängnis oder Zuchthaus) unterziehen wir unsere vorläufige Behausung einer eingehenden Prüfung und Besichtigung. „Het valt me mee, 't kon slechter“ („Es geht, es könnte schlechter sein“), meint Rektor Rooyackers in seinem saftigen und plastischen Brabanter Dialekt. Er ist glücklicher Optimist in allen Lebenslagen und gedenkt spätestens am St. Michaels-tag in „Sint Jan“, der Kathedrale seiner Heimat Den

Bosch, das Dankopfer für unsere Befreiung zelebrieren zu dürfen.

Zwei Waschbecken mit fließendem Wasser, ein Wasserklosett, drei Oberfenster, ein größerer Tisch mit zwölf Schemeln, ein Eimer, zwei Besen — zwar reichlich verschlissen — sowie zwölf eiserne Bettstellen, je zwei übereinander, bilden das Inventar.

Es ist inzwischen spät geworden. Pater Regout spricht den Psalm 90: „Wer in dem Schutz des Allerhöchsten wohnt...“ und spendet den Abendsegen.

Die müden Glieder sinken aufs harte Lager. In bunten Bildern hasten die vielfältigen Erlebnisse eines ereignisreichen Tages durchs erregte Hirn. Erquickender Schlaf will nicht kommen. Erst die dämmernden Morgenstunden gießen einigen Frieden ins schwere Herz.

17. August 1940

WIR MÜSSEN UNS an neue Ordnung gewöhnen. Ein Graukopf in altem blauen Uniformrock will uns die „Flötentöne“ des „preußischen Reglements“ beibringen. Zunächst wird ein „Stubenältester“ ernannt, dem die Verantwortung für Ordnung, Sauberkeit, Gerechtigkeit und häuslichen Frieden obliegt. Er hat in strammer militärischer Haltung bei „Betreten der Zelle seitens eines Vorgesetzten“ — das ist jeder Uniformierte — die Belegschaftsstärke, eventuelle Abwesenheit eines Gefangenen wegen Vernehmung, Krankheit, Vorführung usw. zu melden.

Viel müssen wir noch lernen. Zuerst und höchst wichtig: zackigen Bettenbau, anständige Haltung — „preußischen Schmiß“ nennt unser Graukopf das —,

Erstatten einer
mit seinem Dien

Sodann „preußis
unser Präzeptor
halb Preußens
Seligkeit. Nun:

Das Bettenbaue
tische Angelege
Gelahrtheit erf
nach langem Be

Ein herbeigeru
Minuten die „
stert er Strohs
wollend und h
Baukünste. Sei
sachkundigen
gehen die Mo

Der magere
Viel Wasser,
stückchen, ein

„Seid was Be
Tröstet euch,
lichkeit. Scha
und Schweine
Preußen! Eins
Boden und r
großgehungen
nationalsozia
Kanonen sta
logisiert unse
Mahl Würze

Erstatten einer Meldung, Anreden des Vorgesetzten mit seinem Dienstgrad.

Sodann „preußische Sauberkeit“. Jede Tugend schmückt unser Präzeptor mit dem Adjektiv „preußisch“. Außerhalb Preußens gibt es für ihn kein Heil und keine Seligkeit. Nun: Jedem das Seine!

Das Bettenbauen entpuppt sich als höchst problematische Angelegenheit. Unsere Professoren mit all ihrer Gelahrtheit erfassen Kunst und Kniff der Sache erst nach langem Bemühen.

Ein herbeigerufener Kalfaktor demonstriert in drei Minuten die „Zackigkeit“. Mit geübten Händen meistert er Strohsack und Decken und verrät dabei wohlwollend und herablassend einige Geheimnisse seiner Baukünste. Sein Kunstwerk findet Lob und Beifall des sachkundigen Graukopfes. Lehrend und lernend vergehen die Morgenstunden.

Der magere Eintopf will nicht recht munden. Viel Wasser, Kohlblätter, schwarzfleckige Kartoffelstückchen, ein wenig Talg — analysieren wir.

„Seid was Besseres gewöhnt, ihr vornehmen Leute. Tröstet euch, Fett macht träge und lähmt die Beweglichkeit. Schaut euer kleines Holland an. Butter, Käse und Schweinefleisch in Hülle und Fülle. Und unser Preußen! Einst so klein und gering geachtet. Karger Boden und magere Menschen. Aber wir haben uns großgehungert! Preußen ist heute der Kern des nationalsozialistischen Großdeutschland. Wir haben Kanonen statt Butter gewählt!“ In diesem Stil monologisiert unser Graukopf und glaubt, damit dem kargen Mahl Würze zu geben.

Am Nachmittag sind wir gottlob wieder unter uns. Die „preußische Besessenheit“, der anmaßende pädagogische Ton und die Humorlosigkeit des spießigen Alten gehen auf die Nerven. Und die brauchen wir für wichtigere Dinge.

Pater Regout plaudert heiter und amüsant über Erlebnisse und Erfahrungen seiner letzten Amerikareise 1939 anlässlich des „Pax - Romana“ - Kongresses in Washington.

Noch eine halbe Stunde gymnastische Übungen, und schon scheppert der Kaffeekessel vor der Zellentür. Das Abendbrot besteht aus zwei Scheiben Brot, davon eine mit Marmelade dünn bestrichen.

Gemeinsames Abendgebet und ein gemütliches „Plauderstündchen am Kamin“ beschließen den ersten Tag unserer Berliner Gefängnisexistenz.

23. August 1940

EINE FESTE TAGESORDNUNG läßt uns Mühe und Leid der Haft leichter ertragen. Wir richten uns leiblich und geistig auf ein längeres Zellenleben ein. Schade, daß unsere Fenster nordwärts gerichtet und über uns noch drei Stockwerke sind. Ein langer, rechteckiger Binnenhof, von hohen Gebäuden umsäumt, ein Stückchen Himmel sind unsere ganze Augenweide.

6.15 Uhr mahnt ein dreimaliges Glockensignal zum Aufstehen. Bettenbau, Waschen, Ankleiden und Regelung sonstiger persönlicher Angelegenheiten füllen die Zeit bis zum Morgenkaffee. Zum Empfang von Kaffee und Brot müssen wir die Zelle verlassen und uns auf dem Gang „preußisch aufbauen“.

Unser Stubenältester rasselt seine Meldung: „Saal 4 mit 11 Mann belegt. Keine Besonderheiten.“

Einzeln treten
näpfe hin, m
wieder. Das t
heißen Brühe
wird man vo
auch nicht de
Gemeinsam v
gebet. Stärke
Psalm 129 „
„Aus der Tie
Das Gedächtn
gessen. Aus
einstmals au
schöpfen wir
Unsere Theoc
wechselweis
wir heute v
Doktor der
vitenorden l
zum Ordens
und Frieslan
schied.
Dem liturgi
das heißt d
Schemel. D
Unsere Hau
ist verseuch
Blutsauger
zerstochene
sie von de
Hautstellen
den Hände
ein ekelha

Einzelnen treten wir vor, halten demütig unsere Blechnäpfe hin, murmeln unsern Dank und verschwinden wieder. Das trockene Stück Brot mit der schwarzen heißen Brühe mundet vortrefflich. Dicker und fetter wird man von der „Alex“-Kost kaum, entspricht ja auch nicht dem Zweck der Übung.

Gemeinsam verrichten wir das kirchliche Morgenbet. Stärker und inniger denn je sprechen wir den Psalm 129 „De profundis clamavi ad te Domine!“ „Aus der Tiefe rufe ich zu Dir, o Herr!“

Das Gedächtnis des Tagesheiligen wird nicht vergessen. Aus dem Leben der Helden und Heiligen, die einstmals auch Mitglieder der *ecclesia militans* waren, schöpfen wir täglich neue Kraft.

Unsere Theologen — fünf an der Zahl — berichten wechselweise biographische Einzelheiten. So hören wir heute vom Heiligen Philippus Benitius, daß er Doktor der Medizin war, als Laienbruder dem Servitenorden beitrug, später die Priesterweihe empfing, zum Ordensgeneral erwählt wurde, viel in Flandern und Friesland predigte und 1285 aus dieser Zeitlichkeit schied.

Dem liturgischen Teil folgt der Morgenspaziergang, das heißt der Rundgang im Gänsemarsch um Tisch und Schemel. Dabei wird halblaut gesungen und gesummt. Unsere Hauptplage sind die Wanzen. Der ganze Bau ist verseucht. Wahre Prozessionen dieser widerlichen Blutsauger pilgern nachts über unsere gequälten und zerstochnen Leiber. Wie Fallschirmspringer stürzen sie von den oberen Betten und suchen gierig bloße Hautstellen. Erwischen und zerquetschen die jagenden Hände einen vollgesogenen Käfer, so verpestet ein ekelhafter Blutgeruch die Luft.

Bevor wir uns zur Ruhe betten, binden wir unsere Schlafanzüge an Armen und Beinen ab und wiegen uns in der Illusion, den Blutsaugern ihr Jagdgebiet verlegt zu haben. Illusionen aber haben die leidige Gewohnheit, zu verfliegen.

Unerbittlichen Kampf bis aufs Messer haben wir unsern grausamen Peinigern angesagt. Drei Tage wird gejagt. Die Betten werden auseinandergenommen. In allen Astlöchern der Bettbretter, in allen Fugen und Ritzen haust die Wanzenbrut. Hunderte fallen jeder Jagd zum Opfer. Dennoch scheint ihre Zahl nach wenigen Tagen wieder die gleiche. Sie erhalten dauernd Zuwachs. Immerhin bildet die Wanzenjagd einen wichtigen Programmpunkt.

Der „Spaziergang“ währt etwa eine halbe Stunde. Ein Kolleg über die verschiedensten Dinge, die Himmel und Erde bewegen, sorgt für Training des Geistes. Die Dozenten wechseln täglich.

31. August 1940

EINZELHAFT IM „ALEX“ ist eine furchtbare Strafe. Die Einzelzellen sind auf Station III, IV und V kleine, schmale Löcher, etwa dreieinhalb Meter lang und eineinhalb Meter in der Breite. Ein Bett, ein Klosett, ein Schemel, ein Wandbrett, Waschschüssel, Eßnapf, Löffel und ein Wasserkrug bilden die Ausstattung. Der schmale Gang zwischen Bett und Wand gewährt sehr begrenzte Bewegungsmöglichkeit. Essen und Wasser werden dreimal täglich durch die Tür gereicht. In dieser Enge haust der Gefangene tagelang, wochenlang, ohne Arbeit, ohne Lektüre, ohne Ablenkung. Ein geistiges Martyrium.

Der kriminelle H
Wenn die 'poliz
sind und der Stra
der Kriminelle in
überführt, wo A
bessere Kost un
fangenendesein
Anders der polit
Ihn trifft nach
Schwere und qu
mürbe gemacht
Sünden bis in
gequetscht bis
Opfer — wenn
in ein Konzentra
im „Alex“ nur
Es gibt in diesen
Häftlinge, die lä
tragen. Andere
und Auszehrung
schafft man si
Scharnhorststra
etwas peinlich
schaden. Selbst
Polizei liebt es
wissen“, „sich
zu orakeln. In
geistigen Qual
digen Verhältn
Verzweiflung
Die Hausordnu
daß den Gefan

Der kriminelle Häftling bleibt nur eine begrenzte Zeit. Wenn die polizeilichen Ermittlungen abgeschlossen sind und der Strafrichter Haftbefehl erlassen hat, wird der Kriminelle in das Untersuchungsgefängnis Moabit überführt, wo Arbeit, tägliche Freistunde, Lektüre, bessere Kost und eine geräumigere Zelle das Gefangenendasein erträglicher machen.

Anders der politische Häftling, der Gesinnungstäter. Ihn trifft nach staatspolizeilichem Willen die ganze Schwere und qualvolle Last der Polizeihaft. Er muß müde gemacht werden, bis er alle seine politischen Sünden bis in die letzte Einzelheit gesteht. Ausgequetscht bis zum äußersten, wird das arme Opfer — wenn kein schwereres Vergehen vorliegt — in ein Konzentrationslager eingewiesen, von dem man im „Alex“ nur leise und mit Grauen spricht.

Es gibt in diesem trostlosen Bau gegenwärtig politische Häftlinge, die länger als ein Jahr ihr schweres Kreuz tragen. Andere sind nach Monaten an Erschöpfung und Auszehrung gestorben. Kurz vor ihrem Ableben schafft man sie in das Staatskrankenhaus an der Scharnhorststraße. Ein Todesfall im „Alex“ ist immer etwas peinlich und könnte dem „Ruf“ des Hauses schaden. Selbstmorde sind hier keine Seltenheit. Die Polizei liebt es, in solchen Fällen von „bösem Gewissen“, „sich dem Arm der Gerechtigkeit entziehen“ zu orakeln. In Wahrheit treiben die leiblichen und geistigen Qualen und die Nöte der menschenunwürdigen Verhältnisse des „Alex“ die Einzelhäftlinge zu Verzweiflung und Freitod.

Die Hausordnung des Polizeipräsidiiums schreibt vor, daß den Gefangenen in der Woche eine Freistunde zu

gewähren sei. Vierzehn Tage sind wir schon Gäste dieses Hauses. Heute nachmittag endlich heißt es zum ersten Male: „Antreten zur Freistunde!“ Man ist geneigt, mit dem Begriff „Freistunde“ allerlei angenehme Vorstellungen zu verbinden, etwa wie Spaziergang zwischen saftigem Rasen und farbenprächtigen Blumenbeeten, sechzig Minuten herrliches Ein- und Ausblasen frischer, ozonreicher Luft und ähnliches. Die Phantasie eines Eingekerkerten ist überhaupt häufig blühend und von ausschweifender Kraft. Die Wirklichkeit ist um so grauer. Wir werden zu etwa sechzig Gefangenen in einen Binnenhof geführt. Ringsum acht Stockwerk hohe häßliche Verwaltungsgebäude. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume, kein Stückchen Natur, außer einigen fliegenden Wolkenfetzen im hohen Himmelsblau. Holprige Steine unter unseren Sohlen, kalte, glatte Steine rund um uns. Diese Steinmassen müssen auf die Dauer entseelen, veröden, vergiften.

In Abstand und Stillschweigen trotten wir an den Wänden lang. In jeder Ecke steht ein Posten der grünen Polizei, wachend und spähend. Fünfzehn Minuten dauert der schweigende Marsch. Mich fröstelt trotz sommerlicher Wärme. Ein Pfeifentriller des Oberaufsehers und wir rücken im Gänsemarsch wieder ein.

Heute ist der Tag eines wenig bekannten Heiligen, nämlich des Bekenner Raimundus Nonnatus. Für uns Gefangene gewinnt er jedoch besondere Bedeutung. In frühester Jugend schon legte er das Gelübde ab, sein Leben ganz der Befreiung der christlichen Sklaven aus islamischer Knechtschaft zu weihen.

Voll Inbrunst
Gott, Du hast D
seine Tätigkei
aus der Gefang
würdig gemach
daß wir, der S
bringen, was D
Bei der Freistu
ansonsten gest
ist er bereits ve
Mißhandlung
Einzelhaft rech
über uns, unte

VIER WOCH
für uns Entsch
gleichmäßig
schreiben dür
halten. Gedul
Draußen her
werden der
gibt es nicht,
Frostperiode
Erstaunlich is
uns. Elf Me
eingepfercht
eigentlich hir
ergeben. Ge
noch in best
Die Einhaltu
wandelten T
Rektor van

Voll Inbrunst beten wir die Kollekte des Tages: „O Gott, Du hast Deinen heiligen Bekenner Raimund durch seine Tätigkeit für die Befreiung Deiner Gläubigen aus der Gefangenschaft der Gottlosen bewundernswürdig gemacht, gewähre uns auf seine Fürsprache, daß wir, der Sündenfessel entledigt, in Freiheit vollbringen, was Dir wohlgefällig ist.“

Bei der Freistunde trafen wir Dr. Hoebe. Etwas bleich, ansonsten gestrafft und gefaßt wie stets. Einige Male ist er bereits vernommen worden. Gottlob ohne schwere Mißhandlungen. Mit einer baldigen Aufhebung der Einzelhaft rechnet er nicht. Er wohnt drei Stockwerke über uns, unterm Dach, in Zelle 115.

14. September 1940

VIER WOCHEN WARTEZEIT sind verstrichen. Nichts für uns Entscheidendes ist geschehen. Die Tage fließen gleichmäßig dahin. Zweimal haben wir nach Hause schreiben dürfen. Hier hat bisher niemand Post erhalten. Geduld und nochmals Geduld.

Draußen herbstet es. Wir merken es am Kürzerwerden der Tage und an der Kühle im Raum. Licht gibt es nicht, und die Heizung wird erst zu Beginn der Frostperiode in Betrieb gesetzt.

Erstaunlich ist die gleichmäßige Stimmungslage unter uns. Elf Menschen wochenlang im gleichen Raum eingepfercht unter harten Bedingungen, das müßte eigentlich hin und wieder Reibungen und Entladungen ergeben. Geist, Herz und Nerven müssen demnach noch in bester Ordnung sein.

Die Einhaltung des gut durchdachten, sinnvoll abgewandelten Tagesprogramms trägt sicherlich dazu bei. Rektor van Lierop ist vor einigen Tagen ins Staats-

krankenhaus überführt worden. Die Wanzen hatten ihn arg zerstoehen. Fieber stellte sich ein. Auch Pater Regout hat viel unter den bösen Blutsaugern zu leiden. Seine Füße sind entzündet und geschwollen. Der Arzt hat Bettruhe verordnet. Nun doziert er in horizontaler Lage vom Strohsack aus. Er trägt alle Beschwerden und Härten des „Alex“ mit einem wunderbaren Gleichmut. Immer findet er für uns alle, die wir uns mal mehr oder minder beladen und bedrückt fühlen, das rechte Wort zur rechten Zeit. Er ist wirklich unser Vater.

Zum heutigen Kreuzerhöhungstage hielt er uns eine gedankentiefe Predigt über den Sinn des Leidens. Dabei stand sein ganzes Wesen in Flammen und seine ganze Seele wuchs in ihr volles, hohes Maß.

29. September 1940

SONNTAG. EIN GEWISSE Höherpunkt der Woche auch bei uns. Nicht, daß das graue Einerlei um uns durch materielle Genüsse aufgehellt würde, nein, der Akzent liegt im geistigen Bereich.

Die Meßfeier am Sonntag trägt feierlicheren Charakter. Wir singen — wenngleich gedämpft — einleitend die Antiphon „Asperges me Domine . . .“, den Introitus, das Kyrie und Gloria, das Graduale und Credo, Offertorium und Sanctus, Benedictus, Agnus Dei und Ite missa est.

Dem Heiligen Erzengel Michael zu Ehren, dessen die katholische Christenheit heute festlich gedenkt, beten wir mit verstärkter Inbrunst den gewaltigen Anruf: Heiliger Michael, beschirme uns im Streite, sei unsere Schutzwehr gegen die Bosheit und Arglist des Teufels.

Gottes Macht ko
Du aber, Fürst
den Satan und
Verderben der S
Kraft Gottes hi
Rektor Rooyac
setzen. Die Illu
wie so viele an
achtet der ung
seelisch auf V
Meinungen seh
Schwarzseher,
ein halbes Dez
Spott ein. Als
bis zwei Jahre
Drei Monate
gewicht ist sc
Kilo schätzun
Küchenmeiste
sichtlich um
Kaloriengehal
heimatliche I
angereichert,
Zeitspanne ü
wird dringlich
haben wir sei
mit unserer I
Von Rektor
arzt Dr. Olb
erkrankung
Seltsame Fig
zeigt denno

Gottes Macht komme über ihn, so flehen wir demütig. Du aber, Fürst der himmlischen Heerscharen, stürze den Satan und die anderen bösen Geister, die zum Verderben der Seelen die Welt durchziehen, durch die Kraft Gottes hinab in den Abgrund!

Rektor Rooyackers muß sich einen neuen Termin setzen. Die Illusion vom Pontifikalamt in Sint Jan ist wie so viele andere verfliegen. Er bleibt dessen ungeachtet der ungebrochene Optimist und richtet sich seelisch auf Weihnachten ein. Im übrigen sind die Meinungen sehr geteilt. Peter, der fast berufsmäßige Schwarzseher, äußert, alles in allem veranschlage er ein halbes Dezennium. Das trägt ihm manchen billigen Spott ein. Als Mittel taxieren wir so etwa 18 Monate bis zwei Jahre Haft.

Drei Monate sind erst verstrichen. Unser Körpergewicht ist schon beachtlich gesunken. Fünf bis acht Kilo schätzungsweise. Schmalhans ist alle Tage Küchenmeister. Jacke und Hosen schlottern schon sichtlich um unsere fettentwöhnten Leiber. Wird der Kaloriengehalt unserer kargen Kost nicht bald durch heimatliche Liebesgaben oder sonstige Hilfsquellen angereichert, so wird niemand von uns die angesetzte Zeitspanne überdauern. Die Bitte ums tägliche Brot wird dringlicher und inständiger. Unser Sportprogramm haben wir seit kurzem erheblich gekürzt. Wir müssen mit unserer Energie recht sparsam sein.

Von Rektor van Lierop ist durch den Gefängnisarzt Dr. Olberts Nachricht gekommen. Seine Hauterkrankung ist langwierig, jedoch ungefährlich.

Seltsame Figur, dieser Arzt. Er ist SS-Standartenführer, zeigt dennoch menschliches Mitfühlen und soziales

Empfinden. Er besucht uns häufiger in der Zelle, fragt nach Befinden und Wünschen, bringt dann und wann Zigaretten, Brot, Vitaminpräparate — und gar einige Bücher. Tiefergehenden Gesprächen und bohrenden Fragen über Gegenwart und Zukunft weicht er beharrlich aus.

Gestern kam die erste Familiennachricht. Seit acht Wochen war kein Lebenszeichen durch die Gestapozensur geglitten. Wozu diese sinnlosen seelischen Quälereien?

9. Oktober 1940

DER HEUTIGE MITTWOCH brachte ungewohnte Abwechslung. Zwei „Zellenbrüder“ wurden „vorgeführt“ zur Vernehmung, einige Lebensmittelpakete trudelten ein, die Poststelle brachte Briefe und — last not least — hielt Professor Schmutzer nach achtwöchiger Einzelhaft seinen bejubelten Einzug in Saal 4. Ganz zufrieden mit diesem Wechsel der Dinge schien er anfangs nicht. In der langen und stillen Einsamkeit hatte er seine irdischen Sorgen und Kümmernisse abgestreift und überwunden und lebte im Geiste bereits in einer schöneren Welt. Die Gemeinschaft bedeutete für ihn Rückkehr zum Leben, sowohl leiblich wie geistig.

Wie Kinder am Nikolaustag oder Christfest umstehen wir voller Neugier und . . . Heißhunger die Liebesgaben. Jedes Stück wird sorgsam von seiner Papierhülle befreit, betastet, beschnuppert und andächtig weitergereicht.

Die Reihe der Gaben füllt einen beachtlichen Teil des Tisches. Köstlich steigt der herbe Geruch braunroter Dauerwurst in die Nasen. Leuchtend strahlt das Rot

einer Edamer Käsekugel. Goldgelbe gesalzene Butter, braunes, festes Vollkornbrot, gespickter Honigkuchen und allerlei pralle Tüten mit Zucker, Rosinen, Mandeln, Konfekt und anderen Leckereien lassen den Mund wässerig werden.

Die Worte des Tischsegens haben heute einen tieferen Sinn, klingen dankbarer. Zunge und Gaumen laben sich an verschiedenen Kostproben. Welche Genüsse, langentbehrte! Timmermans Pallieter kann nicht besser schwelgen. Das durch lange Wochen der Entbehrung oft dem Nullpunkt bedenklich nahe Stimmungsbarometer tut einen Sprung. Die Paketsperre ist durchbrochen. Vivant sequentes!

Sonntag, 27. Oktober 1940

WARTEN, WARTEN, IMMER wieder warten! Hoffen und harren. Schwermut befällt hin und wieder das Herz, das sich quält mit den trostlosen Dingen unserer Gegenwart und einen Sinn im Verwirrten zu finden sucht. Es ringt sich durch, kündigt ein stolzes „Trotzdem“ oder ein demütiges „Nicht, wie ich will“. Fiat voluntas tua! Der Glaube an die Güte der menschlichen Natur siegt.

Dank freundlich gesinnter Helfer in der Außenwelt hat sich unsere Ernährungslage beachtlich verbessert. Auch das Geistesleben hat Bereicherung erfahren. Bücher aus verschiedenen Gebieten der Kunst und Wissenschaft sind uns zugesandt worden. Vieles danken wir den Bemühungen der Abteilung B der Schwedischen Gesandtschaft und dem Berliner Pfarrer der Bekenntniskirche Grüber.

Zum Festtag des Königtums Christi spricht Rektor Rooyackers hoffnungsfrohe Worte im Anschluß an

Psalm 71: „Er herrscht von Meer zu Meer, vom Strom bis an die Grenzen der Erde. Ihm huldigen alle Könige der Erde, Ihm dienen alle Völker.“

11. November 1940

IMMER HÄUFIGER WERDEN unserer Zelle Gäste für einige Tage zugewiesen. Die meisten sind holländische Arbeiter, die, von Heimweh und Hunger getrieben, heimlich ihre Arbeitsplätze in und um Berlin verlassen und später in Zügen und auf Bahnhöfen von Polizeistreifen aufgegriffen werden. Ihr Weg führt über den „Alex“ nach einigen Tagen zwischen Hangen und Bangen wieder in eine fragwürdige Freiheit. Werden sie jedoch zum zweiten oder dritten Mal erwischt, endet der Leidensweg vorläufig im KZ.

Schlimmer erging es Adriaan. Er war von bäuerlicher Abkunft, der kleine Adriaan Paalman, ein achtzehnjähriger, etwas beschränkter Gemüsehändler aus Den Haag. Adriaan war in einem Berliner Metallbetrieb als Hilfsarbeiter tätig. Während der Mittagspause blätterte er schläfrig in einer alten Illustrierten, die Zigarette lässig im Mundwinkel. Der Glimmstengel entfällt plötzlich seinen Lippen, brennt ein Loch in das Blatt, das ein Hitlerbild zeigt. Ein Hitlerjunge, der unserm Adriaan nicht grün ist, bringt den Vorgang, verzerrt dargestellt, zur Anzeige, und schon sitzt Adriaan, Trübsal blasend und zu Tode betrübt, wegen „Beleidigung des Führers“ in Numero Sicher.

Der „Fall Adriaan“ wandert sogar bis zum Sondergericht. Ein halbwegs vernünftiger Richter findet keine Schuld an ihm und schickt ihn nach dreiwöchiger Untersuchungshaft in Moabit wieder zum „Alex“ zurück.

Die Gestapo jedoch
frei, verhört und
nach Strich und F
roten Schutzhaft
Adriaan eine Ge
Einige Tage spä
stellt und entsch

Eine interessant
des Berliner Pfa
Matthias bei ur
Rosenbergs „My
verschafft uns di
zum ersten Male
im Pfarramt Sank
Hirtenschreiben
Münster, Clemen
mannhaftem Bek
rath ein gut Teil

Wir erfahren ma
die diabolische
Kirchenverfolge
Mordes an de
Aktion, Ministe
Juni 1934, über
und Heinrich B
Franz von Pape

Die Beschwerd
chronischer Hü
mit unerschütte
unserer Gemein
Zelle gebracht.

Die Gestapo jedoch läßt ihr jugendliches Opfer nicht frei, verhört und verprügelt es vielmehr wiederholt nach Strich und Faden und schickt ihm den ominösen roten Schutzhaftbefehl in die Zelle, laut welchem Adriaan eine Gefahr für Volk und Staat darstellt. Einige Tage später wird Adriaan auf Transport gestellt und entschwindet so unserem Gesichtskreis.

Eine interessante Persönlichkeit taucht in Gestalt des Berliner Pfarrers Albert Coppenrath von Sankt Matthias bei uns auf. Eine Predigtbemerkung, auf Rosenbergs „Mythus des XX. Jahrhunderts“ gemünzt, verschafft uns die Ehre seines Besuches. Er ist nicht zum ersten Male Gast der Gestapo. Sein Vorgänger im Pfarramt Sankt Matthias ist der durch seine mutigen Hirtenschreiben in aller Welt bekannte Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen. Von dessen mannhaftem Bekennermut besitzt auch Pfarrer Coppenrath ein gut Teil.

Wir erfahren manche aufschlußreiche Einzelheit über die diabolische Taktik der nationalsozialistischen Kirchenverfolger, über die näheren Umstände des Mordes an dem Leiter der Berliner Katholischen Aktion, Ministerialdirektor Dr. Erich Klausener im Juni 1934, über die ehemaligen Kanzler Josef Wirth und Heinrich Brüning, über das seltsame Phänomen Franz von Papen.

Die Beschwerden des Zellenlebens erträgt der an chronischer Hüftgelenkentzündung leidende Pfarrherr mit unerschütterlichem Humor. Leider wird er bald unserer Gemeinschaft entrissen und in eine andere Zelle gebracht.

30. November 1940

UNSERE ZEIT IM „Alex“ scheint bemessen zu sein. Ein Vertreter des Reichssicherheitshauptamtes gab uns die Ehre, händigte uns unsere Schutzhaftbefehle gegen Quittung aus und empfahl sich mit dem Bemerkten, wir würden demnächst in ein „Umschulungslager“ überführt werden. Über Zeit und Dauer der „Umschulung“ wußte er keine nähere Auskunft zu geben. Eingehend studieren wir den etwas langatmigen und geschwollenen Amtstext. Er ist für uns alle gleichlautend: „Hochverräterische Betätigung“. Worin diese Betätigung bestanden hat, wird nicht näher erläutert.

24. Dezember 1940

UM ELFEINHALB UHR rasseln Schloß und Schieber unserer Zellentür. Ein spitznasiger, käsiger Uniformträger, mit einem gewaltigen Schlüsselbund bewaffnet, schnauzt im preußischen Kasernenhof: „Alles klar machen. Um 13 Uhr Abfahrt Luftkurort Sachsenhausen.“

Bums, knallt die eisengepanzerte Tür ins Schloß. Klack . . . klack . . . fallen die Schieber.

Betretenes Schweigen. Übereilt werden Koffer und Kisten gepackt, Decken gerollt, Vorräte gemustert. Die Zeit rinnt. Dreizehn Uhr. Zum letztenmal vernimmt das Ohr die wohlbekannten Rasselgeräusche von Schloß und Schieber.

Leb wohl, alter „Alex“! Lebt wohl, liebe Freunde. Ein letzter, tiefer Blick in die väterlich gütigen Augen Pater Regouts, ein kräftiger Händedruck. „Dominus vobiscum!“ „Der Herr sei mit euch!“

Fünfzehn Uhr zehn! Die „grüne Minna“ stoppt nach anderthalbstündiger Fahrt vor einem grauen Gebäude. Gepreßt wie Heringe im Salzfaß, mit eingeschlafenen, prickelnden Gliedern, bange Furcht im Herzen waren wir im „Seufzerkasten“ auf Umwegen über Charlottenburg und Tegel nach Oranienburg geholpert.

Noch im Geknirsch der Bremsen werden gröhlende Stimmen laut: „Los, los, marsch, marsch! Wo bleibt die Schweinebande? Gleich geht's rund.“

Sechs feldgraue, martialische Kerle, mit Totenkopf-emblemen an Mütze und Uniform, stoßen und puffen uns abgemagerte Elendsgestalten in Reih und Glied. Verstohlen mustern die Augen Menschen und Mauern. Alles grau in grau. Die Stacheldrahtreiter auf den Mauern tragen frostglitzernde weiße Hauben. Über der gähnenden Einfahrt des unheimlichen grauen Hauses steht in dicken, schwarzen Lettern „Schutzhäftlager Sachsenhausen“. Weiße Buchstaben im Eisentor künden: „Arbeit macht frei“. Hinter uns flüstert jemand: „Ja, im Krematorium drei.“

Die Inschrift von Dantes Inferno kommt mir in den Sinn: *Lasciate ogni speranza, voi ch' entrate!* Ihr, die ihr eintretet, lasset alle Hoffnung fahren!

Wir durchschreiten den Torgang. Von rechts tönt höhnisches Gelächter aus der Blockführerstube. Offensichtlich gilt es uns. Rektor Rooyackers trägt die langrockige Priesterkleidung seiner Heimatdiözese. „Ha . . . ha . . . ha . . . Pfaffen. Ein gefundenes Fressen für uns.“ Drei wüste, schwerbewaffnete SS-Männer jagen uns über den weiträumigen Appellplatz zwischen Holzbaracken hindurch zur „Entlausung“.

Außer Atem, erhitzt, mit zitternden Knien schleppen und zerren wir Koffer und Kartons nach.

In der Entlausungsbaracke macht uns ein vollgefressener, aufgeschwemmter Oberscharführer mit listigen Schweinsäuglein unter gezielten Boxhieben und saftigen Fußtritten klar: „Ihr seid hier nicht in einem wohlverwahrten Gefängnis oder mollig eingerichteten Zuchthaus. Sachsenhausen ist ein Konzentrationslager. Was das heißt, wird euch noch klar werden. Los, ausziehen bis auf den nackten Arsch!“

Es ist eiskalt im kahlen Raum. Der Boden betoniert. Draußen ist's —18 Grad Celsius.

„Tempo, Tempo“, brüllt unser Cerberus. „Soll ich euch Beine machen?“

Mäntel, Jacken, Westen, Hosen, Kragen, Hemden, Unterhosen fliegen zu Boden. Koffer und Kisten werden aufgerissen. Ihr Inhalt gierig gemustert. Lebensmittel, Schokolade, Deventer Kuchen, Speck, Dauerwurst, Käse, Zigarren und Zigaretten, alles Liebesgaben zum bevorstehenden Weihnachtsfest, von unseren Angehörigen vom Munde abgespart, werden „konfisziert“.

Geld, Ringe, Uhren, sonstige Wertgegenstände werden gesondert notiert.

Ich empfangе meine Nummer: 34734. Mein ehrlicher, bürgerlicher Name wird vorläufig zu den Akten gelegt.

Schutzhäftling 34734. So heiße ich nun. Und warum? „Weil er die Sicherheit und den Bestand des deutschen Volkes und Reiches gefährdet und weil er sich hochverräterisch betätigt hat.“

Seit 1928 war ich
brachten mich die
Stellung. 1934 ers
„in Erweiterung d
trages“ meuchlin
Adalbert Probst, F
verbandes „Deuts
und kalter Mord
Wort und Schrif
raffinierten, eisk
schen Kirchenver
erfolgten Emigrat
publizierte, lud i
Meine Kraft abe
fortitudo mea.“ „
Eine geschlagene
Zitternd und zäl
durch Mark und
Endlich komm
marsch!“ Ein ge
umströmt und k
Körper. Gefange
ratzekahl Kopf,
ist verboten. Lei
regeln zu, frage
endeter Prozedu
die Duschen stel
eine drohende St
Heiße, dampfend
Körper, brennen
kühlen die Str
peitscht eiskalt

Seit 1928 war ich katholischer Jugendführer. 1933 brachten mich die Zeitumstände in eine führende Stellung. 1934 erschossen Schergen Hermann Görings „in Erweiterung des mir vom Führer erteilten Auftrages“ meuchlings meinen unvergeßlichen Freund Adalbert Probst, Reichsführer des katholischen Sportverbandes „Deutsche Jugendkraft“. Das war glatter und kalter Mord! Weil ich diese gemeine Untat in Wort und Schrift als Mord geißelte, weil ich die raffinierten, eiskalten Methoden der nationalsozialistischen Kirchenverfolgung nach meiner im Jahre 1934 erfolgten Emigration in der katholischen Welpresse publizierte, lud ich Haß und Rache auf mich.

Meine Kraft aber ist und bleibt: „Quia tu es Deus, fortitudo mea.“ „Denn Du, o Gott, bist meine Stärke.“ Eine geschlagene Stunde stehen wir auf dem Beton. Zitternd und zähneklappernd. Der Frost beißt sich durch Mark und Bein.

Endlich kommandiert „Schweinebacke“: „Vorwärts marsch!“ Ein geheizter Raum nimmt uns auf. Wohlig umströmt und kost die warme Luft den erstarrten Körper. Gefangene in gestreifter Kleidung scheren uns ratzekahl Kopf-, Achsel- und Schamhaare. Sprechen ist verboten. Leise tuscheln sie uns Verhaltensmaßregeln zu, fragen nach Woher und Warum. Nach beendeter Prozedur müssen wir uns im Nebenraum unter die Duschen stellen. Durch ein Schiebefenster befiehlt eine drohende Stimme, nicht von der Stelle zu weichen. Heiße, dampfende Wasserstrahlen prasseln auf unsere Körper, brennen furchtbar, verbrühen die Haut. Dann kühlen die Strahlen ab und einige Minuten lang peitscht eiskaltes Wasser unsere Leiber. Ein regel-

mäßig wiederholtes Spezialvergnügen der Herren „Blockführer“, wie die offizielle Anrede lautet.

Ein dickwangiger, gutmütiger Gefangener bespritzt unsere krebsroten Körper mit einem unangenehm beißenden Zeug, mit „Cuprex“.

Die Entlausungsprozedur ist beendet. Wir sind rein und würdig, die blau-weiß gestreifte, rauhhaarige Sträflingskleidung zu empfangen.

Komisch wirkt der Anblick meiner Leidensgenossen. Schlotternde Hosen, kurzärmlige Jacken, löchrige Mäntel, zerfranste Krätzchen, ausgelatschte Kommisstiefel. Mir fällt ein Schlagertext ein: „Das muß wohl von der Wohlfahrt sein, Hose zu klein, Jacke paßt fein!“

Siebzehn Uhr. Wir werden hinausgeführt. „Laufschritt, marsch, marsch!“ — „Während der Arbeitszeit hat jeder Häftling sich im Laufschritt zu bewegen“, befiehlt die Lagerordnung.

Auf der betonierten Lagerstraße rechts vom Tor hält unser Neulingstrupp an. Vor uns grinst uns von einer Holztafel ein Totenkopf mit gekreuzten Schlüsselbeinen entgegen. Eine zweite Tafel kündigt: „Neutrale Zone! Es wird scharf geschossen.“

Die „neutrale Zone“ ist ein schmaler Sandstreifen. Dahinter ein Stacheldrahtverhau, mit Starkstrom geladen. Ein etwa drei Meter breiter Schlackenweg, der „Schlauch“, nach außen von einer hohen Mauer mit stromgeladenem Stacheldraht begrenzt, umschließt in Dreiecksform den Appellplatz und die hölzernen Wohnbaracken. Alle zweihundert Meter ragt ein Wachturm auf, ständig bemannt mit drei SS-Posten und bestückt mit Maschinengewehren.

Der Blick schwe
des ersten Ring
freien Platz u
schriften. In der
frostigen Wint
Augen: „Es gibt
steine heißen:
Sauberkeit und

Das große Tor
lonne von müde
„Links zwei . .
dermann, Seite
Ungerührt trot
Schwergestiefe
Gewehrkolben
Der Zug reißt
mögen es sein
vorbei, privat
geschichte.

Hohläugig, mi
uns hinüber.
solche Elends

„O Gott, war
trübt umher, v
meln die bebe

Endlich schlie
ternden Sklav
hundert? Dem
Lichts“, das E
triumphierend
dene Verkörp

Der Blick schweift in die Runde. Die grünen Baracken des ersten Ringes, die halbkreisförmig den weiten, freien Platz umsäumen, tragen weißfarbige Aufschriften. In der mählich einfallenden Dämmerung des frostigen Winterabends entziffern die hellwachen Augen: „Es gibt einen Weg zur Freiheit. Seine Meilensteine heißen: Gehorsam, Ordnung, Gerechtigkeit, Sauberkeit und Liebe zum Vaterland.“

Das große Tor wird aufgeschoben. Kolonne nach Kolonne von müde dreinschauenden Häftlingen rückt ein. „Links zwei . . . drei . . . vier . . . links, links! Vordermann, Seitenrichtung!“ schnarren giftige Stimmen. Ungerührt trotten die Arbeitskommandos vorwärts. Schwergestiefelte Wachtposten treten und stoßen mit Gewehrkolben dann und wann in die graue Masse. Der Zug reißt und reißt nicht ab. Wieviele Tausend mögen es sein? Wieviel tausend Schicksale trotten vorbei, private Tragödien am Rande der Weltgeschichte.

Hohläugig, mit bleichen Wangen stieren einige zu uns hinüber. Werden auch wir in einigen Wochen solche Elendsgestalten werden?

„O Gott, warum verstößt Du mich und gehe ich betrübt umher, während der Feind mich verfolgt“, murmeln die bebenden Lippen.

Endlich schließt sich das Tor hinter dem erschütternden Sklavenzug. Leben wir im zwanzigsten Jahrhundert? Dem „Jahrhundert der Humanität und des Lichts“, das Ernst Häckel um die Jahrhundertwende triumphierend ankündigte. Ist das die fleischgewordene Verkörperung eines neuen Mythos und Ethos,

die Nietzsche prophetisch anzukündigen sich vermaß?

Auf dem Appellplatz formieren sich die Massen zu Blocks. In Fünferreihen stehen je Block zweihundertfünfundzwanzig bis zweihundertfünfzig Gefangene angetreten. Die Blockführer gehen die Reihen entlang, zählen sie, melden dem „Rapportführer“, einem dünnbeinigen, schmalhüftigen, brutal und finster blickenden Hauptscharführer das Ergebnis der Zählung.

Kommandos gellen über den stillgewordenen Platz: „Achtung! Stillgestanden! Mützen ab! Augen rechts!“ Der Schmalhüftige baut sich gewichtig vor einem dickleibigen SS-Offizier, dem Lagerführer, auf und schnarrt seine Meldung.

Einige Wortfetzen dringen herüber. 10 577 Häftlinge zählt das Lager.

„Rührt euch!“ Die „Speckdeckel“ fliegen hoch. „Ganze Abteilung kehrt!“ Die Blocks marschieren ab.

Leer und verlassen liegt der weite Platz. Wieviel Schweißtropfen und Blut mögen ihn schon gedüngt haben?

Der „Lagerälteste“ Harry Naujoks, ein alter Lagerhase aus der Hamburger Gegend, dirigiert uns zur „Isolierung“, eine vom übrigen Lager abgeschlossene Abteilung.

Hier lernt der „Zugang“ lagermäßigen Bettenbau, zünftiges Zusammenlegen seiner armseligen Lumpen, Spindeinrichtung. Preußischer Drill in höchster Potenz. Im Schlafsaal schlägt uns Eiskellerluft entgegen. Die Scheiben dick vereist — 28 Grad Celsius. Zu zweit teilen wir einen schmalen Strohsack. Zwei dünne

Decken geben
verbringen wir

ES HERRSCHT
hungen allenth
minelle Gefang
stiftung eines
in den Flamme

Zur Strafe muß
antreten. Die T
nach sich. Drei

Etwa zweihun
und Glied. Kar
Duisburger Ju
Frost klirrt. Hi
mittags fallen

Uns gegenübe
SK, der Strafk
Sträfling) aus
ronje“ genann

Ein Häftling
geschleppt. Be
liegen. „Hat
unserem „Stu
gen. Seid hell

Hin und wied
15 Minuten un
Stunden in d
entzündung. N

Decken geben notdürftige Wärme. Zähneklappernd verbringen wir dunkle Stunden.

17. Dezember 1940

ES HERRSCHT GROSSE Aufregung. Schreie und Drohungen allenthalben. Block 13, in dem „Grüne“ (kriminelle Gefangene) hausen, brennt lichterloh. Brandstiftung eines Übergeschnappten, der selbst den Tod in den Flammen fand.

Zur Strafe muß die gesamte Blockbelegschaft am Tor antreten. Die Tat des einzelnen zieht kollektive Strafe nach sich. Drei Tage Strafstehen, ohne Essen!

Etwa zweihundertunddreißig Mann stehen in Reih und Glied. Karl Lennertz, der Blockälteste, ein zäher Duisburger Junge, spricht ihnen leise Mut zu. Der Frost klirrt. Hunger beißt in den Eingeweiden. Nachmittags fallen die ersten Opfer...

Uns gegenüber liegt Block 36, die Heimstätte der SK, der Strafkompagnie. Hier führt ein „Aso“ (asozialer Sträfling) aus Oberschlesien, Richard Mandel, „Pirronje“ genannt, ein brutales Regiment.

Ein Häftling wird völlig durchnäßt nach draußen geschleppt. Bewegungslos bleibt das Häufchen Elend liegen. „Hat sicher Brot geklaut“, meint einer von unserem „Stubendienst“, „kostet hier Kopf und Kragen. Seid helle, wacht.“

Hin und wieder zuckt der Durchnäßte. Man hat ihn 15 Minuten unter die Dusche gestellt. Nun muß er zwei Stunden in der Kälte liegen. Doppelseitige Lungenentzündung. Normale Todesursache!

20. Dezember 1940

BLOCK 13 IST WIEDER eingerückt. Dreiundsiebzig Tote wurden gezählt. Mehr als die Hälfte mußte mit Lungenentzündung und Erfrierungen in den Krankenhäusern geschafft werden.

Gestern ging ein Verzweifelter aus der SK in den elektrischen Draht. Ein Zucken durchlief das ausgezehrte Kleiderbündel. Eine feine bläuliche Rauchfahne kräuselte hoch. Ein Schuß peitschte die winterliche Stille. Aus... Herr, gib ihm die ewige Ruhe.

24. Dezember 1940

HEILIG ABEND! DAHEIM sitzen Frau und Kind unterm Lichterbaum. Ebethje ist nun schon zwei Jahre. Wie werden die herrlich dunklen Äuglein strahlen, die lieben Patschhändchen nach den bunten Kugeln und silbernem Geflimmer greifen. Stille Nacht, heilige Nacht...

Heute morgen beim Frühappell kühlten der „Knopf-reiher“ und Schubert, zwei unserer berüchtigten Blockführer, ihr Mütchen an einem älteren Juden von Block 38.

„Hinlegen, Aufstehen, Kniebeuge, Hüpfen, Rollen“, ein „Frühstück mit allen Schikanen“. Zwanzig Minuten lang. Dann brach der Ärmste zusammen.

Nicht genug des wilden, blutigen Spiels. Mit ihren schweren eisenbeschlagenen Stiefeln trampeln die herzlosen Rohlinge auf dem Liegenden herum. Bis ihm hellroter Blutschaum aus Mund und Nase quoll... „Et in terra pax hominibus...“

HEUTE IST M
Die Kartoffel
Kräfte. Ein F
Es geht toll z
Bienenkorb. A
nische Elemer
Neben mir sit
den die Sche
verschleppten
Deutschland
dreht ein alt
das Schälmes
scher Kaufm
mit Tschiang
schäfte nach
haftet. Einige
nen die nü
philosophisch
Siebenundzw
beschäftigt s
„Achtung“
Alles springt
ein gefürcht
schimpft und
eimer, schw
duckenden
der Behälter
Da entdeckt
schriftsmäße
ihn los, bo
nieder, reißt

25. Dezember 1940

HEUTE IST MEIN erster Arbeitstag. Ich habe Glück. Die Kartoffelschäler brauchen einige zusätzliche Kräfte. Ein Freund aus Westfalen gab mir den Tip. Es geht toll zu in dem Schälkeller. Gesumm, wie im Bienenkorb. An der Schälbank überwiegt das polnische Element.

Neben mir sitzt Professor Dr. Schmutzer aus Utrecht, den die Schergen des RSHA. nach Sachsenhausen verschleppten, weil er katholischen Flüchtlingen aus Deutschland mit Rat und Tat beigestanden hat. Links dreht ein alter tschechischer General kunstgerecht das Schälmesser. Daneben schält emsig ein chinesischer Kaufmann aus New-Haven USA. Er hält es mit Tschiang-Kai-Schek und wurde — als ihn Geschäfte nach Deutschland riefen — in Hamburg verhaftet. Einige Krakauer Universitätsprofessoren scheinen die nützliche Handarbeit mit leise geführten philosophischen Gesprächen angenehm zu verbinden. Siebenundzwanzig verschiedene Nationen sollen hier beschäftigt sein.

„Achtung“ — Gebrüll donnert durch den Keller. Alles springt in Haltung, baut „Männchen“. Buchtalla, ein gefürchteter Bluthund, taucht am Eingang auf, schimpft und tobt, greift den ersten besten Kartoffeleimer, schwingt und schleudert ihn über die sich duckenden kahlgeschorenen Köpfe. Klatschend prallt der Behälter gegen die Wand. Kalk rieselt.

Da entdeckt sein lauerndes Auge unseren nicht vor-schriftsmäßig gekleideten Chinesen. Er schießt auf ihn los, boxt den kleinen, mickrigen Himmelssohn nieder, reißt ihn hoch, schüttelt ihn wild hin und her.

Drei Mäntel muß der Ärmste übereinander anziehen. Buchtalla kommandiert: „Fünfzig Kniebeugen, los, los!“ Nach zwanzig Beugen ächzt und stöhnt er jämmerlich, jappst und röchelt nach Luft. 37 ... 38 ... 39 ... Am Ende seiner Kraft, fällt er ohnmächtig um. Ein, zwei Eimer Wasser werden über ihn ausgegossen. Man schleppt den Leblosen ins Freie. Den Rest besorgt die beißende Kälte ...

Beim Nachmittagsappell gibt Rapportführer Sorge, der „Eiserne“ genannt, Befehl: „Singen!“ Eine Stehleiter wird herangeschleppt. August Haller, schon siebeneinhalb Jahr in Haft, steigt hoch und dirigiert den „Sängergruß“. Zehntausend Kehlen bemühen sich recht und schlecht. In Sonntagsuniform promenieren die Blockführer durch die Gassen der singenden Blocks.

Mir ist der Liedtext noch ungeläufig. Schubert interpretiert meine passive Lippenhaltung auf seine Weise. „34734“ vortreten!“

Schallende Ohrfeigen rechts und links. Kniebeuge mit gestreckten Armen. Eine halbe Stunde. „Im Schatten kühler Bäume laßt uns singen, fröhlich sein, beim vollen Becher Weine unsere Freundschaft uns erneu'n, tralala, tralala ... Drum laßt uns singen und fröhlich sein ...“, singen die anderen. —23 Grad Celsius! Die Fingerspitzen sind blutleer, die Füße erstarrt. „Drum laßt uns singen und fröhlich sein ...“

30. Dezember 1940

NOUD HAT ETWAS unverschnittenen, reinen Wein und einige Oblaten „organisiert“. Heimlich feiert er das heilige Opfer und konsekriert die Oblaten. Wir

empfangen voller Dankbarkeit den Leib des Herrn ...
Jedwede religiöse Betätigung und Äußerung gläubigen
Seelenlebens ist streng verboten und unter Strafe
gestellt. Und doch suchen und ringen wir Heim-
gesuchten, in Not und Elend befangenen Erniedrigten
leidvoll nach Gott und nach Rechtfertigung vor Ihm.
„Deus, quare me repulisti, et quare tristis incedo
dum affligit me inimicus?“ „O Gott, warum denn
willst Du mich verstoßen? Was muß ich traurig gehen,
weil mich der Feind bedrängt“, murmeln wieder und
wieder unsere müden, bleichen Lippen.

Die Verse des zweiundvierzigsten Psalms, den David
auf der Flucht vor seinem abtrünnigen Sohn Absalon
wehklagend formte, verlieren ihre Kraft trotz alltäg-
licher Wiederholung nicht. „Judica me, Deus, et
discerne causam meam de gente non sancta: ab homine
iniquo et doloso erue me.“ „Schaff Recht mir, Gott,
und führe meine Sache gegen ein unheiliges Volk,
von frevelhaften, falschen Menschen rette mich.“

Zuweilen schlägt eine Welle der Resignation, der Ver-
zweiflung, des Nicht-mehr-ein-noch-aus-Wissens über
uns. Es geschehen Zusammenbrüche des Glaubens an
die tragenden Grundkräfte des seelischen, sittlichen
und gesellschaftlichen Daseins. Schwächere Naturen
werden sich selber fragwürdig, werden brüchig, ver-
zweifeln an sich, an Gott und der Welt, an Menschen
und Dingen.

Gleichzeitig setzt ein furchtbares, zerstörendes Suchen
nach neuen, tragenden Grundlagen des völlig anders-
gearteten K.-L.-Daseins ein. Diese Existenz ist eine
Anhäufung alles Niedrigen, Scheußlichen, Fratzen-

haften, aller Auswüchse und Laster, aller Verirrungen und Verzerrungen menschlicher Lebensform.

Unser Lebenswille revoltiert gegen diesen organisierten Vernichtungswillen, bäumt sich auf gegen den Ungeist dieser entfesselten Gewalten, Dinge und Verhältnisse. Unsere Seelen hungern nach Ruhe und Friedlichkeit, Einfachheit und Größe. Das Leidensgesicht Christi wird aus den Erschütterungen unseres stündlich bedrohten Lebens neu geschaut in dunklerem, schmerzlichem Lichte.

Frühere radikale Demokraten, radikale Sozialisten, Anarchisten, Nihilisten, Kommunisten, Pazifisten und Sozialisten, herausgerissen aus einem oft spießigen Dasein und nun in eine Welt von Verbrechen, Unrast und Qual hineingezwängt, suchen bei der Gottheit Zuflucht und Halt. Die rasende Umwelt führt sie den Weg nach innen, in die Heimkehr zur Seele. Sie werden Gottsucher. Aus Nihilismus wächst Gläubigkeit. Wer radikal zweifelt, wird, wenn er diese Periode überlebt, einmal radikal glauben . . .

„Ostende nobis, Domine, misericordiam tuam“. „Zeige uns, o Herr, Deine Barmherzigkeit.“ . . .

HEINRICH B., I
Bekennniskirch
führer beim Les
Nach den üblich
lästerungen —
würste“ scheint
halbwegs kultu
schippe nehmer
konfisziert, der
gebracht. Zehn
den. Dabei ka
hängen mit au
sehr viel peini
kung.
Zu einer halbe
drei Stunden F
verurteilt. Der
die Gelenke a
liegen sie na
Nachts hört
grellen Klage
Heute sah ich
den U-Bootkor
maligen mutig

1941



25. Januar 1941

HEINRICH B., EIN junger Pfarrer der evangelischen Bekenntniskirche, wurde vor einigen Tagen vom Blockführer beim Lesen des Neuen Testaments erwischt. Nach den üblichen Beschimpfungen und wilden Gotteslästerungen — der Sprachschatz unserer „Blockwürste“ scheint überwiegend Worte zu umfassen, die halbwegs kultivierte Europäer nicht auf die Dreckschippe nehmen — wurde das „schlechte Judenbuch“ konfisziert, der Sünder dem „Eisernen“ zur Meldung gebracht. Zehn Stockhiebe sollen ihm ausgezahlt werden. Dabei kann H. B. von Glück sprechen. Pfahlhängen mit auf dem Rücken gekreuzten Armen ist sehr viel peinlicher und von mehr nachhaltiger Wirkung.

Zu einer halben, einer ganzen, ja selbst zu zwei und drei Stunden Pfahlhängen werden zuweilen Häftlinge verurteilt. Den unglücklichen Opfern werden dabei die Gelenke ausgerissen. Wochen- und monatelang liegen sie nach dieser Prozedur im Krankenzimmer. Nachts hört man häufig ihre schneidenden, jähren, grellen Klagetöne . . .

Heute sah ich zum ersten Male Martin Niemöller, den U-Bootkommandanten des Weltkrieges und nachmaligen mutigen Pfarrer der Bekenntnisfront.

Eine kleine, aber stolze Gestalt, in „Zebra“ gekleidet, sein grausilbernes Haar gescheitelt. Er kam vom Ausgang und wurde in den Zellenbau, wo er seit Jahren haust, zurückgeführt. Ältere Lagerhasen glauben zu wissen, daß er „Ehrenhäftling“ ist, aus diesem Grunde sein Haar lang tragen, alle vierzehn Tage Besuch empfangen darf und sonstige kleine Vergünstigungen genießt.

Da heute Sonntag ist, darf an Angehörige geschrieben werden. Die Formulare dazu sind beim „Tischältesten“ zu kaufen. Drei Pfennig pro Stück. Am Briefkopf steht zu lesen: „Der Tag der Entlassung kann jetzt noch nicht angegeben werden. Besuche im Lager sind verboten. Anfragen sind zwecklos.“

Ha, ha, ha . . . „Tag der Entlassung“. Wo gibt's denn sowas? Da lachen die Hühner von Konstanz bis Königsberg. Entlassungen finden zwar statt. Die meisten „auf dem Rücken“, Richtung Industriehof — Krematorium. Die wenigen lebend Entlassenen rekrutieren sich aus Kreisen der Polen und Tschechen, die mit deutschen Mädchen und Frauen geschlechtlich verkehrten. Kostenpunkt: Drei bis sechs Monate Schutzhaft. Viele haben dieses Vergehen im KL. mit ihrem Leben bezahlt.

Bei der Einlieferung solcher Sünder findet die SS stets einen besonderen Genuß darin, sich alle Einzelheiten des Aktes und des sonstigen sexuellen Lebens haarklein schildern und ausmalen zu lassen. Gewürzt werden diese „Verhöre“ mit höchst zynischen, brutalen und massiv-perversen Ausrufen und Brunstschreien. Sie steigert solche Szenen bis zu einem tollen Hexen-

sabbat krankhaft
der Sinne.

Was soll ich m
magere Zeilen zw

Das, was ich se
Schilderung mei

Wünsche, ist ver
Bitte um Geldse

Bitte um warme

Es darf nur dünn
mit „KLSh.“ (Ko

stempelt, getrag
Tage — oder au

wechsel. Wer G
nitur mit Knöpfe

dienst und Tisch
Pechvögel, die

empfangen ihr
waschen, ohne K

sagen. Aber das
Mein Körperge

und zweitens w
Sonntags kor

setzen, mit roter
zurück.

Hans St. aus C
seinen Brief zu

„Gott“. Verbote
Krankheiten zu

krankte am Son
gesund und m

Ihre Angehörig

4 Ballhorn / Die Ke

sabbat krankhafter Ausschweifung des Gefühls und der Sinne.

Was soll ich meinen Lieben schreiben? Fünfzehn magere Zeilen zweimal im Monat sind gestattet.

Das, was ich schreiben möchte, wahrheitsgemäße Schilderung meiner Lage, meiner Hoffnungen und Wünsche, ist verboten.

Bitte um Geldsendung, verboten!

Bitte um warme Unterkleidung, verboten!

Es darf nur dünnes Baumwoll- oder Leinenunterzeug, mit „KLSh.“ (Konzentrationslager Sachsenhausen) gestempelt, getragen werden. Alle zehn bis vierzehn Tage — oder auch mal drei Wochen — ist Wäsche- wechsel. Wer Glück hat, erwischt eine saubere Garnitur mit Knöpfen und Bändern. Blockälteste, Stubendienst und Tischälteste bedienen sich bevorzugt. Die Pechvögel, die wie immer in der Mehrzahl sind, empfangen ihr Wäschebündel zerrissen, schlecht gewaschen, ohne Knöpfe. Gelumpe, würde man „draußen“ sagen. Aber das kann ich nicht nach Hause schreiben. Mein Körpergewicht? Erstens würde es erschrecken, und zweitens würde die Zensur den Brief zerreißen. Sonnabends kommt stets ein Päckchen solcher Brief- fetzen, mit roten Strichen und Bemerkungen versehen, zurück.

Hans St. aus Oldenzaal (Holland) erhielt unlängst seinen Brief zurück. Rot unterstrichen war das Wort „Gott“. Verboten ist auch, von Unpäßlichkeiten und Krankheiten zu berichten. Es kommt vor, daß Tot- kranke am Sonntag schreiben: „Es geht mir gut, bin gesund und munter.“ Am nächsten Tage sterben sie. Ihre Angehörigen, soweit sie in Deutschland wohnen,

erhalten am gleichen oder folgenden Tage eine telegraphische Totenmeldung. Acht Tage später — so langsam arbeitet die Lagerzensurstelle — bringt dann der Postbote den Sonntagsbrief. „Bin gesund und munter.“ Dieweil ist seine Asche bereits in alle Winde zerstreut.

Ich habe mir einen stereotypen Text angewöhnt. Die Vokabeln: „gesund, munter, frisch, wohlauf“, die Wendungen: „brauche nichts, es geht gut, hoffe weiter . . .“ wiederholen sich im steten Kreislauf. Das ist billig, man stürzt sich nicht in geistige Unkosten und vermeidet vor allem . . . den gefürchteten Bock.

Wiederholter Versuch von Mitteilungen verbotener Dinge wird mit zehn oder fünfundzwanzig Stockhieben geahndet.

2. Februar 1941

EINE DER FURCHTBARSTEN Plagen des Lagers ist das ständige Leben in der Masse.

Keine Minute bin ich allein. Läutet um sechs Uhr früh die Appellglocke, springt alles hoch von den Strohsäcken. Zwei Mann teilen einen Sack. Ein Gewimmel wie in einem Ameisenhaufen — allerdings weniger sinnvoll und organisiert — erfüllt den Schlafsaal. Jeder will zuerst mit dem Bettenbau fertig sein, um genügend Zeit zum Waschen und Suppenlöffeln zu gewinnen. Gestöße und Geschiebe, Schelten und Schreien, Zupfen und Zerren.

Im Waschraum gleiche Szenen. Im Sch . . . haus wird Schlange gestanden. Sieben brillenlose Steinguttöpfe und ebensoviel Urinbecken müssen den Bedürfnissen von zweihundertunddreiundsechzig Häftlingen in

Block 17 dien
schlechter als
Frosteinwirkun
sucht, sich mit
um durch ständ
Kanalisation zu
Zwischen Wech
fünf Viertelstun
wollen die per
gibt's „Ladehen
Unsere Barack
Belegschaft gel
im Tagesraum
finden. Wir ho
zwanzig Figure
die „Eingeengt
geklemmt, die
löffelt die Re
Morgensuppe.
wenigen haush
pen Brotration
Brot von etwa
haben und die
Kaum sind Bl
schon die Ap
7.10 Uhr: „Al
unser Blockäl
Jahre „Knast“
drahtiger Lübb
Jetzt hebt da
Zählappell da

Block 17 dienen. In anderen Blocks ist es eher schlechter als besser. Die Wasserspülung ist infolge Frosteinwirkung defekt. Jeder Schlangensteher versucht, sich mit einem Eimer oder Gefäß zu bewaffnen, um durch ständige Nachspülung eine Verstopfung der Kanalisation zu verhüten. Das gäbe eine Katastrophe! Zwischen Wecken und Antreten zum Appell liegen fünf Viertelstunden. In dieser begrenzten Zeitspanne wollen die persönlichen Dinge erledigt sein. Sonst gibt's „Ladehemmung“.

Unsere Baracken sind für hundertundzwanzig Mann Belegschaft gebaut und eingerichtet. An jedem Tisch im Tagesraum sollen normalerweise zwölf Mann Platz finden. Wir hocken zusammengepfercht mit sechsundzwanzig Figuren um das hölzerne Rechteck. Wir sind die „Eingeengten“. Die linke Hand zwischen die Knie geklemmt, die Schulter nach links zurückgebogen, löffelt die Rechte vorsichtig die dünne, blauweiße Morgensuppe. Neidische Augen blicken auf jene wenigen haushälterischen Naturen, die von der knappen Brotration des Vortages — es gibt zu viert ein Brot von etwa 1400 Gramm — einen Kanten gespart haben und diesen nun genießerisch einbrocken.

Kaum sind Blechnapf und Löffel abgewaschen, gellt schon die Appellglocke.

7.10 Uhr: „Alles raustreten“, kommandiert Richard, unser Blockältester. Hat auch schon seine sieben Jahre „Knast“ (Zuchthaus) auf dem Buckel. Ein zäher, drahtiger Lübecker Kommunist.

Jetzt hebt das verfluchte Stehen wieder an. So ein Zählappell dauert etwa dreiviertel bis eine Stunde.

Dreimal täglich. Morgens, mittags und abends. Kaum geht ein Appell ohne Zwischenfälle vorüber.

Vor uns auf dem Platz stehen die beiden Judenblocks 38 und 39. Ständig umstreichen einige Blockführer die furchtzitternden Söhne Israels wie Schäferhunde die Hürde. Der geringfügigste Anlaß — Sprechen, Wenden des Kopfes, ein fehlender Knopf, Zögern oder Stottern beim Abzählen — reicht hin, der schlechten Laune eines SS-Schergen als Ableiter zu dienen.

Heute erwischt es Steiner, einen Berliner Juden. Eine neugierige Kopfwendung, schon wird er herausgefischt, Kinnhaken rechts und links. Dem zu Boden Gesackten werden noch einige kräftige Tritte in die Nierengegend verpaßt. Steiner kommt nicht mehr hoch, liegt während des Appells auf dem gefrorenen Boden. Später wird er ins Revier V abgeschleppt. Nierenblutung. Er ist noch mit dem Leben davongekommen. In vielen Fällen enden solche Späße tödlich. Was liegt schon daran. Zwei- bis dreimal pro Woche kommt Zufuhr von draußen. Die „Judenschweine“ müssen doch ausgerottet werden, mit Stumpf und Stiel, nach dem Rezept Julius Streichers.

Ist die langweilige und ermüdende Zählerei mit dem damit verbundenen Firlefanz vorbei, befiehlt die rostige Stimme des „Eisernen“: „Arbeitskommandos antreten!“

Es hebt ein hastiges Gelaufe und Geschiebe an. Ein toller Betrieb! Zehntausend Mann müssen in wenigen Minuten preußisch ausgerichtet in Reih und Glied in ihren Arbeitskolonnen stehen. Auf der Lagerstraße lauern die Blockführer und betreiben ihre traditionelle „Morgengymnastik“, d. h. sie treten wild nach allen

Seiten, boxen
stoßen barbaris
gen aus. Wer
getrampelt zu v
zahlreich und
Dann rücken
Speer (Flughaf
bau), Kraftfahr
Klinkerwerk
Kommandos! I
posten. Flucht
Anruf scharf
Es folgen die
Arbeit ist wer
günstigere Ch
hasen, einige
freiwillig zehr
zu dieser Kate
Der Arbeitdie
ruft ab: Wäs
lausung, Kran
kammer, Wer
tische Abteil
8.15 Uhr liegt
lassen.
11.45 Uhr rü
appell. Zwisc
Zauber vorbe
Wieder hebt
schaftsgefühl
gehungerte V
Blechnapf un

Seiten, boxen wahllos in die hastende Masse und stoßen barbarische Flüche und gottlose Verwünschungen aus. Wer zu Fall kommt, gerät in Gefahr niedergetrampelt zu werden. Ja, die Todesmöglichkeiten sind zahlreich und vielgestaltig im KL. Sachsenhausen. Dann rücken die Kolonnen zur Arbeit aus: Kommando Speer (Flughafenbau), Kommando Heinkel (Flugzeugbau), Kraftfahrzeugdepot, Deutsche Ausrüstungswerke, Klinkerwerk (Großziegelwerk), eines der schwersten Kommandos! In Fünferreihen, rechts und links Wachtposten. Flucht ist völlig aussichtslos. Es wird ohne Anruf scharf geschossen!

Es folgen die Innenkommandos, begehrte Posten. Die Arbeit ist weniger schwer. Drückeberger haben hier günstigere Chancen zum *dolce far niente*. Alte Lagerhasen, einige Günstlinge und Vorzugshäftlinge (wer freiwillig zehnmal Bomben suchen war, gehört z. B. zu dieser Kategorie) stellen das Hauptkontingent.

Der Arbeitdienst — Albert Buchmann aus München — ruft ab: Wäscherei, Küche (heiß umworben!), Entlausung, Krankenbau, Effektenkammer, Bekleidungskammer, Werkstätten, Lagerreinigung, Kantine, Politische Abteilung, Bad, Heizung.

8.15 Uhr liegt der Appellplatz wieder leer und verlassen.

11.45 Uhr rücken die Kommandos ein zum Mittagappell. Zwischen 12.15 Uhr und 12.30 Uhr ist der Zauber vorbei.

Wieder hebt die furchtbare und jedes Kameradschaftsgefühl abstumpfende Drängelei an. Wie ausgehungerte Wölfe stürzen sich die Ausgezehrten auf Blechnapf und Löffel, kämpfen um ihren Tischplatz

und schlingen und schlürfen den fast täglich gleichen, widerlich riechenden Fraß: Steckrübensuppe.

12.40 Uhr ruft die Glocke wieder zum Arbeitsappell. Mit affenartiger Geschwindigkeit flitzt alles hinaus. 13 Uhr sind die Tausende wieder eingespannt in den ermüdenden Rhythmus der Arbeit.

17.30 Uhr läutet in den Betrieben die Feierabendglocke. Nochmals sammeln sich die müden, abgekämpften Konzentrationäre zum Zählappell.

18.30 Uhr, wenn alles klappt, ist auch dieser Schmerz vorüber. Essen, Abwaschen, Freizeit.

20.15 Uhr. Abklingeln. Einschieben, d. h. Strohsack und Decken zur Nachtruhe herrichten. 20.30 Uhr allgemeine Nachtruhe . . .

So reiht sich Tag an Tag, Woche an Woche, Monat an Monat, Jahr an Jahr. Immer im gleichen Tritt und Trott. Beata solitudo . . . o glückliche Einsamkeit . . . Wohin bist du verschwunden? Wo ich gehe und stehe: Masse.

Die Massenhaftigkeit ist unser schweres Schicksal, dem wir ohnmächtig und hilflos gegenüberstehen. Das Einzelwesen Mensch ist hier zum Spielball entfesselter Triebkräfte geworden. Welch eine Aussicht in dieser dumpfen und traurigen, zur Resignation zwingenden Atmosphäre . . .

22. Februar 1941

SOEBEN ERREICHTE MICH ein Brief. Mutter teilte mir darin die bereits im Januar erfolgte Verhaftung meiner geliebten Frau und ihre Überführung ins Gerichtsgefängnis zu Münster i. W. mit. Eine sehr bittere und schmerzliche Nachricht. Wird die so Leid-

geprüfte diesen
Sie ist tiefgläubig
sicherlich Seele
schöpfen. Domi
Wille geschehe

GESTERN NACH
Blockältester: „
Ich sause ab, e
dern“ (Holzsch
Tor, baue kun
mein „Männch
zur Stelle“ und
geführt. Hier
in meine berei
läufig, daß ich
hauptamt Berl
Die Nacht ve
sogenannten „
lich nach zehn
Glück der Ein
Um drei Uhr
Torgang werd
stube geführt.
Ein Blatt wird
habe ich Zeit
Es ist eine Ve
Einrichtung, I
keit verlauter
und antination
zur Anzeige

geprüfte diesen harten Schicksalsschlag überstehen?
Sie ist tiefgläubig. Aus Glaube und Gebet wird sie
sicherlich Seelenkraft und Starkmut des Herzens
schöpfen. Domine, fiat voluntas tua . . . Herr, Dein
Wille geschehe!

25. Februar 1941

GESTERN NACH DEM Sonntagmittagappell ruft mein
Blockältester: „Schutzhäftling 34734 ans Tor!“

Ich sause ab, stolpere natürlich mit meinen „Hollän-
dern“ (Holzschuhe), lande dennoch unbeschädigt am
Tor, baue kunst- und formgerecht vorm Lagerführer
mein „Männchen“, schnarre „Schutzhäftling 34734
zur Stelle“ und werde dann zur Effektenkammer ab-
geführt. Hier streife ich den alten Adam ab, steige
in meine bereitgelegte Zivilkleidung und erfahre bei-
läufig, daß ich auf Transport zum Reichssicherheits-
hauptamt Berlin abgehe.

Die Nacht verbringe ich in einer kahlen Zelle, im
sogenannten „Bunker“, auf dem Boden liegend. End-
lich nach zehn Wochen wieder einmal allein. O seliges
Glück der Einsamkeit!

Um drei Uhr werde ich geweckt. Durch den dunklen
Torgang werde ich in die sehr verrufene Blockführer-
stube geführt.

Ein Blatt wird mir zur Unterschrift vorgelegt. Kaum
habe ich Zeit, den schlechtgedruckten Text zu lesen.
Es ist eine Verpflichtung, nichts über das Lager, seine
Einrichtung, Menschen und Dinge in der Öffentlich-
keit verlauten zu lassen, staatsfeindliche Äußerungen
und antinationalsozialistische Gesinnungsträger sofort
zur Anzeige zu bringen und mich jeder politischen

Betätigung zu enthalten. Des weiteren habe ich mir, laut Erklärung, keine Krankheiten und Unfallfolgen im Lager zugezogen.

Mit den gewiß ehrlich gemeinten Worten: „Euch politischen Gangstern sollte man alle den Hals umdrehen“, werde ich verabschiedet.

Draußen wartet ein offener Lastwagen mit Kisten und Kasten befrachtet. Ein SS-Posten, Gewehr im Anschlag, begleitet mich. Mürrisch brummend äußert er: „Paß auf, die blauen Bohnen sitzen locker. Für Abschüsse von Flüchtlingen gibt's Prämien und Urlaub.“ Das reicht, um Fluchtgedanken verfliegen zu lassen.

Die Reise verläuft ohne Zwischenfall. Wir schweigen uns an. Menschen zweier Welten! Keine Brücke führt von Seele zu Seele.

Am Anhalter Bahnhof wird angehalten und ein Teil des Frachtgutes abgeladen. Menschen hasten betriebsam durch den frühen Morgen.

Carl Sonnenschein, der rastlos und unerschöpflich tätige katholische Seelsorger Berlins, und seine Notizen „Weltstadtbetrachtungen“ kommen mir in den Sinn. 1928, wenige Monate vor seinem frühen Tode, sah ich ihn zuletzt.

Sein telegrammartiger Weltstadtstil steht vor mir: „Ich grüße die schnaubende Kraft deiner Fabriken, o Berlin. Deine Nüstern stoßen funkensprühende Stürme des Lebens ins Land. Aber ich muß vor ihrer Glut die Wiegen schützen und die keusche Kindheit und den geistigen Menschen und die gefalteten Hände und die heimlichen Kräfte. Deine Kraft, die ungezügelte, muß sich biegen und winden, auf daß

sie dem Geiste
Sonst bist du v
ins Land trage
Lieber Carl So
deinen ewiger
gewiß das trag
Fritz Gerlich,
vom 30. Juni 1
Oder hättest
brochen wie H
Muckermann,
Der Wagen sto
Prinz-Albrecht
etwa 37 Einzel
üblichen For
Hosenträger,
Nagelschere u
mir Zelle 30 z
Man spricht
keine Numme
Meine Zelle
besteht aus
Wandbrett m
Die Wärter, s
und brutal al
Das Mittagm
Wie herrlich,
zellanschüsse
Wohlige Ruh
Kein Stoßen
mich. Feierli
Leise bohrt

sie dem Geiste und der Gesundheit der Seele diene. Sonst bist du wie apokalyptische Reiter, die die Pest ins Land tragen und das Reich verderben."

Lieber Carl Sonnenschein, wie gut, daß du früh genug deinen ewigen Frieden gefunden hast. Du hättest gewiß das tragische Schicksal eines Erich Klausener, Fritz Gerlich, Adalbert Probst in den blutigen Tagen vom 30. Juni bis 2. Juli 1934 geteilt.

Oder hättest das bittere Brot der Emigration gebrochen wie Heinrich Brüning, Josef Wirth, Friedrich Muckermann, Helmut Fahsel und so viele andere . . . Der Wagen stoppt hart. Vor dem Bau des RSHA. in der Prinz-Albrecht-Straße. Im Untergeschoß befinden sich etwa 37 Einzelzellen. Nach den in allen Gefängnissen üblichen Formalitäten: Ablieferung von Krawatte, Hosenträger, Leibriemen, Schnürsenkeln, Messer, Nagelschere und anderen spitzen Gegenständen, wird mir Zelle 30 zugewiesen.

Man spricht mich mit „Herr“ und „Sie“ an. Ich bin keine Nummer mehr.

Meine Zelle ist einfach, aber sauber. Das Mobiliar besteht aus einem Aufklappbett, Tisch, Stuhl und Wandbrett mit Kleiderhaken. Das genügt.

Die Wärter sind höflich. Ihre Gesichter weniger roh und brutal als die der Sachsenhausener Garde.

Das Mittagmahl ist bescheiden, aber schmackhaft. Wie herrlich, wieder einmal aus einer weißen Porzellanschüssel essen zu dürfen.

Wohlige Ruhe umfängt mich. Die Zeit gehört mir. Kein Stoßen und Schieben, Brüllen und Toben um mich. Feierliche Stille. Draußen pfeift ein Vöglein. Leise bohrt im tiefsten Innern die Frage: Warum

wohl haben sie dich hierhin gebracht? Viel Gutes traue ich den Brüdern nach den bitteren Erfahrungen der letzten Monate nicht zu.

2. März 1941

ZWEI VOLLE WOCHEN sind verstrichen. Tage reicher Besinnlichkeit, innerer Einkehr, fruchtbarer Sammlung.

Auf meine Bitte brachte mir ein gutgesinnter Kalfaktor einige Bücher aus der Hausbibliothek. Darunter Stefan Georges „Maximin“. Welch ein starkes Gefühl für die Würde und Verantwortung des Dichters, welch heroischer Wille zu Größe, Haltung und Stil, welch eine tiefe Erneuerung des Lebens aus den Bezirken des Ethos und der Religion.

Das Neue Testament oder sonstige religiöse Bücher werden nicht „geführt“. „Schundliteratur und abergläubisches Zeug führen wir nicht“, erklärte mir im lehrhaft-pädagogischen Ton ein älterer, beleibter Untersturmführer auf meine Frage.

Hitlers „Kampf“, Rosenbergs „Mythus“, Darrés abgeschmackte Weisheiten, Göbbels' bombastische Erlebnisse „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei“ werden eifrig serviert.

Heute kam auch der Pferdefuß zum Vorschein. Eine Kommission slowakischer Polizeioffiziere besichtigte das „Hausgefängnis“ der RSHA.

Mittags gab es Salzkartoffeln mit Gulasch. Fritz, der Kalfaktor, der Sachsenhausen aus eigener dreijähriger Erfahrung kennt, erzählte, der ganze Betrieb in der Prinz-Albrecht-Straße sei auf Propaganda eingestellt. Hohe ausländische Gäste Himmlers, Heydrichs oder

Göbbels würden
An solchen B
„frisirt“. Die G
vom Wirken u
Arbeitsmethoden
vorbildlich. Nur
gezücht der E
Fassade und re
Nachmittags w
Herr Hasenbän
Anklagen und E
mich wechselw
verräter“ und
Soll sich ruhig
normal werden
fängt bei mir
und vor allem
gebrüht. Hasen
Habe meinen
Minuten stopp
betroffen ob d
donners.
Dann versucht
höflich, gelass
und das nation
Ich verharre i
„Wollen Sie a
„Bitte fragen S
„Schildern Sie
des Internati
Breda. Nenner
ten und Mitar

Göbbels würden im RSHA. stets gastfrei empfangen. An solchen Besuchstagen werde das Gefängnis „frisirt“. Die Gäste gewannen den besten Eindruck vom Wirken und Werken der Gestapo, fänden die Arbeitsmethoden und Gefängniseinrichtungen einfach vorbildlich. Nur Böswillige, Neider und das Nattergezücht der Emigration mißtrauen der humanen Fassade und reden von Potemkinschen Dörfern.

Nachmittags werde ich „vorgeführt“. Ein gewisser Herr Hasenbank empfängt mich, wirft mir massive Anklagen und Beschuldigungen an den Kopf, tituliert mich wechselweise mit „Hochverräter“, „Landesverräter“ und „Volksverräter“.

Soll sich ruhig erst austoben. Wird schon wieder normal werden. Die Einschüchterungsmethode verfährt bei mir nicht mehr. Sechs Monate Gefängnis und vor allem Sachsenhausen machen hart und abgebrüht. Hasenbank mag Hasen bange machen.

Habe meinen Mann richtig taxiert. Nach zehn Minuten stoppt er seinen wilden Redefluß, schaut betroffen ob der Wirkungslosigkeit seines Theaterdonners.

Dann versucht er die „süße Tour“, spricht ruhig, höflich, gelassen, appelliert an das deutsche Herz und das nationale Pflichtgefühl.

Ich verharre in Schweigen und Starren.

„Wollen Sie aussagen?“ —

„Bitte fragen Sie.“ —

„Schildern Sie mir Organisation und Arbeitsweise des Internationalen Katholischen Pressebüros in Breda. Nennen Sie die Hintermänner, Korrespondenten und Mitarbeiter in Deutschland. Gelingt es uns,

auf Grund wahrheitsgemäßer Aussagen die landesverräterischen Kreaturen zu fassen und an den Galgen zu bringen, garantieren wir Ihnen Leben und Freiheit."

Ich lehne dankend ab. Durch gemeinen Verrat und auf Kosten des Lebens mutiger und verantwortungsbewußter Streiter im Kampfe gegen die neuheidnische Tyrannei die Freiheit zu erkaufen, liegt mir nicht. „Ich gebe Ihnen eine Woche Bedenkzeit. Hier haben Sie Schreibmaterial, um Ihre Aussage schriftlich zu fixieren. Denken Sie gut nach."

Die „Audienz" ist beendet.

Nun liegen Kopierstift und Papier vor mir, behördlich genehmigt. So unterstützt die Gestapo die Weiterführung meiner Tagebuchnotizen.

19. März 1941

ST.-JOSEFSTAG! „JOSEF, aus dem königlichen Geschlechte Davids, war ein Gerechter", sagt von ihm die Hl. Schrift. „Justus ut palma florebit" . . . „Wie die Palme steht der Gerechte in Blüte", singt heute die Kirche im Introitus.

Sankt Josef, sei mein Fürsprecher beim Allmächtigen Vater, auf daß Er mir Gnade und Kraft verleihe, standhaft und mutig den Weg der Wahrheit und Gerechtigkeit zu gehen!

Hasenbank läßt mich vorführen, fragt nach meinen Aufzeichnungen. Ich überreiche ihm einige weiße Blätter.

Der erwartete Wutausbruch bleibt aus. Er äußert nur in drohendem Ton: „Wir werden Sie schon kriegen." Er geht hinaus, kehrt einige Minuten später in Be-

gleitung von zwei
Einen von ihnen
führer Heinz Kun
Gestapomannes.
Bei den ersten Ver
Kaserne in Vugh
Reitpeitsche.
Den zweiten, vie
ihn als Sturmban
„Lebt der Hund
du nicht parierst,
schlittenfahren al
Dabei stößt er re
gegen meine Na
Blut reizt mich s
Man inszeniert
prasseln die Frag
Tippmamsell mi
schlanken Beine
schreibbereit.
Das Trommelfeu
Nur nichts Wich
nebensächliche
noch! Das ist m
Zwei, drei Stun
Leise fangen me
doch endlich au
Domine, exaudi
Herr, erhöre mi
betet mein Herz
Draußen dunkel
der Wilhelmstr

gleitung von zwei uniformierten SS-Offizieren zurück. Einen von ihnen erkenne ich wieder: SS-Obersturmführer Heinz Kunze, Typ des brutalen, ungehemmten Gestapomannes.

Bei den ersten Vernehmungen in der Frederik-Hendrik-Kaserne in Vught polterte er wild mit Revolver und Reitpeitsche.

Den zweiten, vier Sterne am Kragenspiegel weisen ihn als Sturmbannführer aus, kenne ich nicht.

„Lebt der Hund noch“, begrüßt Kunze mich. „Wenn du nicht parierst, werde ich mit dir noch ganz anders schlittenfahren als in Vught.“

Dabei stößt er reichlich unsanft seinen Schlüsselbund gegen meine Nase. Sie reagiert prompt mit Blutung. Blut reizt mich stets zur Hartnäckigkeit.

Man inszeniert ein Kreuzverhör. Von drei Seiten prasseln die Fragen. Eine gepuderte und geschminkte Tippiamsell mit blutigroten Lippen schlägt ihre schlanken Beine graziös übereinander und hält sich schreibbereit.

Das Trommelfeuer der Fragen hält an.

Nur nichts Wichtiges verraten. Belanglosigkeiten und nebensächliche Dinge sollen sie haben, noch und noch! Das ist meine Taktik.

Zwei, drei Stunden hält der stille, zähe Kampf an. Leise fangen meine Nerven zu zittern an. Wenn sie doch endlich aufhören wollten!

Domine, exaudi me . . . clamor meus ad te veniat . . . Herr, erhöre mich, mein Notschrei komme zu Dir . . . betet mein Herz.

Draußen dunkelt es schon. Gedämpft klingt der Lärm der Wilhelmstraße herauf. Der Sturmbannführer

schaut auf seine Armbanduhr, springt auf und befiehlt: „Morgen Fortsetzung.“

Deo gratias! Für heute bin ich gerettet.

In meiner Zelle stehen belegte Brotstullen und Kaffeebrühe bereit. Ich habe keinen Appetit. Erschöpft sinke ich auf mein Bett. Müde Lippen murmeln das Abendgebet: „Brüder seid besonnen und wachsam, denn euer Feind, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlinge. Widersteht ihm, stark im Glauben“ . . .

22. März 1941

DREI TAGE HINTEREINANDER hat man mich „geschleift“. Stundenlang zogen sich die Vernehmungen hin. Püffe, Stöße, Tritte, Haarziehen, Ohrenreißen, Hautverbrennungen durch glühende Zigaretten und ähnliche „Scherze ersten Grades“ — andere Grade sind mir gottlob erspart geblieben — würzten die meist einseitig geführte Unterhaltung.

Lange Monologe der Inquisitoren. Dann und wann ergaben sich kurze Dialoge.

Ich bin standhaft geblieben. Mein Herz triumphiert! Das Wenige, was sie aus mir herausquetschten, füllt einige magere Blattseiten.

Die Unterzeichnung des Protokolls hat heute stattgefunden.

13. April 1941

DIE CHRISTENHEIT FEIERT heute die Auferstehung des Herrn. Ostern, das Fest der Feste. Christus ist auferstanden, Sieger über Tod, Hölle und Welt!

„Weihet dem O
jubelt mein He
alleluja, posuisti
Ich bin aufersta
alleluja . . . Du
luja . . .“

Ja, Deine Hand
stündlich. Das I
Der Feldzug au
Vor ferne dring
Sondermeldunge

Wieder werde
blühende Gehöf
kalyptischen Re
Sirenen, donner
schütze, Panzer

Vater aller Ding
Wie lange noch
Dona nobis pac
Regina pacis, c
bitte für uns!

In der Karwoch
anwalt beim V
Paragrafen 9
gegen mich erla

HEUTE MORG
Zelle vorschrift
„Das faule Le
nach Moabit
hämisch läche

„Weihet dem Osterlamm Lobgesänge, ihr Christen“, jubelt mein Herz. Resurrexi, et adhuc tecum sum, alleluja, posuisti super me manum tuam, alleluja . . . Ich bin auferstanden und bin nun immer bei Dir, alleluja . . . Du legtest Deine Hand auf mich, alleluja . . .“

Ja, Deine Hand lastet auf mir. Ich spüre sie, täglich, stündlich. Das Leiden ist mein Apostolat.

Der Feldzug auf dem Balkan ist in vollem Gange. Vor ferne dringen die schmetternden Fanfaren, die Sondermeldungen im Rundfunk ankündigen.

Wieder werden fruchtbare Felder und Fluren, blühende Gehöfte, Dörfer und Städte von den apokalyptischen Reitern heimgesucht. Wieder heulen die Sirenen, donnern die Bomber, rasseln dröhnend Geschütze, Panzer Tanks. Wieder ist der Krieg der Vater aller Dinge . . .

Wie lange noch mag dieses Völkermorden andauern. Dona nobis pacem, Domine, Gib uns Frieden, o Herr, Regina pacis, ora pro nobis, Königin des Friedens. bitte für uns!

In der Karwoche wurde mir eröffnet, der Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof habe auf Grund des Paragraphen 90 des Strafgesetzbuches Haftbefehl gegen mich erlassen.

19. April 1941

HEUTE MORGEN ERHIELT ich Anweisung, meine Zelle vorschriftsmäßig in Ordnung zu bringen.

„Das faule Leben hat ein Ende. Ihre Reisepapiere nach Moabit sind bereits ausgestellt“, teilte mir hähmisch lächelnd ein Hauptscharführer mit.

Um zehneinhalb Uhr taucht Hasenbank auf. In einer prächtigen Limousine des RSHA. fuhr ich in seiner Begleitung zur Turmstraße. Hier nahm mich ein Amtsgerichtsrat Dr. Schlemann, Ermittlungsrichter beim Volksgerichtshof, höflich und aalglatt in Empfang. Er machte mich Unwissenden auf die Bedeutung des Paragraphen 90 — Landesverrat — aufmerksam und meinte maliziös, nach einigen Wochen des Einlebens werde er mir schon auf den Zahn fühlen. Arbeit und Einsamkeit hätten schon manchen verstockten Sünder klein und kirre gemacht. Hasenbank empfahl sich mit gerecktem Arm und obligatem Heilgruß. Mich würdigte er eines Blickes, aus Mitleid und Schadenfreude gemischt. Mit diesem Akt war ich der wenig väterlichen Fürsorge der Gestapo enthoben und der Obhut der deutschen Justiz, die sich derzeit noch eines besseren Rufes erfreute, übergeben.

Ein gemütlich ausschauender Justizwachtmeister führte mich durch unterirdische dunkle Gänge ins Untersuchungsgefängnis Alt-Moabit.

Wieder die üblichen Formalitäten: Registrierung, Kleider-, Wäsche- und Wertsachenabgabe, Bad, Entlassung.

Spät am Nachmittag sitze ich auf Station E II, Haus II, Zelle 663. Sie ist etwas geräumiger als meine frühere Klausur, aber weniger sauber und wohnlich. Ein erheblicher Vorteil ist das eingebaute Klosett mit Wasserspülung.

Man reicht mir die Hausordnung herein. Ich studiere sie andächtig und lerne daraus u. a., der nationalsozialistische Staat schätze den Wert der Arbeit so hoch, daß alle Untersuchungsgefangenen zur Hand-

arbeit verpflichtet
stattet . . . usw
wichtig sein ma
Es ist Josef W
Bomberg". Darei
Humor, deftig, e
tragischen Hint
des adligen Eu
Buldern im Mün
Münster bildet
gebenheiten, in
überlegenen Me
einer allzu bürg
Ich schulde W
freienden Lach
Träne im Auge

ICH GEWÖHNE
Sieben Uhr läu
aufmachen, Sta
sich in den d
durchaus erled
Der Kanten tro
als Morgenimb
Gegen acht U
Station aufges
gemessenen A
fangene eine s
hinab. Sprech
Auf dem Hof
platten umsäu
befindet sich

S Ballhorn / Die K

arbeit verpflichtet sind, Paketempfang sei nicht gestattet . . . usw., was so für einen Gefangenen gewichtig sein mag. Auf dem Klapp Tisch liegt ein Buch. Es ist Josef Wincklers Schelmenroman „Der tolle Bomberg“. Darein versenke ich mich. Niederdeutscher Humor, deftig, erdnah, witzig, derb, dabei nicht ohne tragischen Hintergrund, steckt in diesen Streichen des adligen Eulenspiegels, Baron von Romberg aus Buldern im Münsterland. Meine gute, alte Vaterstadt Münster bildet die Szene für diese possenhaften Begebenheiten, in denen allen doch die Auflehnung eines überlegenen Menschen gegen die Dürftigkeit und Enge einer allzu bürgerlich gewordenen Welt sich austobt. Ich schulde Winckler Dank für einige Stunden befreienden Lachens, sei es auch mit einer heimlichen Träne im Auge.

21. April 1941

ICH GEWÖHNE MICH ein in den Moabiter Tagesablauf. Sieben Uhr läutet die Morgenglocke. Waschen, Bett-aufmachen, Staubputzen, Fegen und Aufwischen lassen sich in den dafür vorgesehenen dreißig Minuten durchaus erledigen.

Der Kanten trockenen Brotes und die schwarze Brühe als Morgenimbiß reichen, das Hungergefühl zu stillen. Gegen acht Uhr werden die Zellentüren der ganzen Station aufgestoßen. „Raustreten zur Freistunde!“ In gemessenen Abständen steigen an die dreißig Gefangene eine schmale Wendeltreppe zum Erdgeschoß hinab. Sprechen ist streng verboten.

Auf dem Hof gibt es drei große, von hellen Steinplatten umsäumte Kreise. In jedem der großen Kreise befindet sich ein kleiner Kreis. Darin bewegen sich

krank und ältere Gefangene. Die Benutzung des kleinen Kreises muß ärztlich genehmigt sein.

Im großen Kreis marschieren wir in fünf Meter Abstand in flottem Tempo. Inner- und außerhalb des Kreises ist je ein Wärter postiert. Schnauzbärtige, martialische Gestalten, die aber durchweg das Herz noch auf dem rechten Fleck haben.

Die Freistunde währt dreißig Minuten, davon zehn Sportminuten. Immerhin ist das ein Höhepunkt des sonst sehr eintönigen Tagesprogramms.

Ich taxiere meine Mitgefangenen. Was mögen sie draußen gewesen sein? Handwerker, Intellektuelle, fahrende Künstler, Zeitungsmenschen, Zuhälter, alles in bunter Mischung.

Mein Vordermann tuschelt, fragt mich, warum und wie lange ich schon sitze, wann ich „Termin“ habe, ob ich mit dem Schlimmsten rechnen müsse. Er selbst ist Tscheche, in ein Spionageverfahren verwickelt und sieht sehr schwarz für sich.

Mein Hintermann ist Danziger, schon achtzehn Monate in Moabit und rechnet mit baldigem Termin in einem Hochverratsprozeß.

Fast alle Männer in unserem Kreis sind Kandidaten des Volksgerichtshofes. Der Senat dieses Gerichtshofes besteht aus drei hohen Parteifunktionären und nur zwei Juristen. Die Urteile sind hart. Todesstrafe recht häufig. Jeder im Kreis weiß vom andern sein „Faktum“ und den Tag seines Termins.

Erscheint ein Gefangener am Tage nach dem Termin nicht im Hof, so bedeutet das meist Todesurteil. Nach der Urteilsverkündung wird der Verurteilte aus dem Gerichtssaal an der Bellevuestraße 15 sofort nach

dem Gefängnis F
überführt.

Mein Vorgänger

Vorgänger verü

Zellennachbar M

timitäten auf de

sei kein gutes C

gläubisch, viele

Wenig später v

führt. Ein wilde

Dutzende von I

suchungsrichter

griert bin, schä

Sturzflut nicht

mich nieder. De

zu haben.

Der Sturm legt

Innehaltung de

falls . . . usw.,

Mit dem Beme

Tagen entsprec

zur Tür.

Das Mittagesse

hausener Küch

Der Stationsbe

mittags meine

spärlich glänze

Hochglanz „9

Fensterstaub u

Haltung. Ich v

fangener auch

nisse, Leid, Nö

dem Gefängnis Plötzensee, seiner späteren Richtstätte, überführt.

Mein Vorgänger in Zelle 663 ging diesen Weg. Sein Vorgänger verübte Selbstmord in der Zelle. Mein Zellennachbar Max aus Sachsen, der mir diese Intimitäten auf der Wendeltreppe zuraunt, meint, das sei kein gutes Omen für mich. Er ist ein wenig abergläubisch, vielleicht leidet er an „Knastmauke“ (Tick). Wenig später werde ich dem Hausinspektor vorgeführt. Ein wilder, tobsüchtiger Parteifanatiker. Stellt Dutzende von Fragen, gebärdet sich wie ein Untersuchungsrichter. Als ich bekenne, daß ich 1934 emigriert bin, schäumt er auf wie Brauselimonade. Eine Sturzflut nicht salonfähiger Titulierungen hagelt auf mich nieder. Der Mann scheint das beruflich gelernt zu haben.

Der Sturm legt sich, streng macht er mich auf strikte Innehaltung der Hausordnung aufmerksam. Widrigenfalls . . . usw., — folgt die Liste der Hausstrafen.

Mit dem Bemerken, er werde mir in den nächsten Tagen entsprechende Arbeit verpassen, weist er mich zur Tür.

Das Mittagessen, Gerstenbrei, zeigt sich der Sachsenhausener Küche weit überlegen.

Der Stationsbeamte inspiziert im Laufe des Nachmittags meine Zelle, beanstandet den wirklich nur spärlich glänzenden Wassereimer (er muß täglich auf Hochglanz „gewienert“ werden), bemängelt den Fensterstaub und meckert über meine unmilitärische Haltung. Ich versuche ihm klarzumachen, daß ein Gefangener auch ein Seelenleben habe, Sorgen, Kummer, Leid, Nöte des Leibes und schon mal den Klein-

kram der amtlichen Vorschriften versehentlich außer acht lasse . . . Sein preußisches Kleinhirn kommt offensichtlich nicht ganz mit. Wir scheiden nicht als Freunde. Schade, er sah im ersten Augenblick gar nicht so unsympathisch aus.

10. Mai 1941

NUN HABE ICH vier Tage lang dem Ermittlungsrichter beim Volksgerichtshof, Amtsgerichtsrat Dr. Schlemann, zu Wort gestanden. Drei Stunden vormittags, zwei Stunden nachmittags. Die äußeren Formen der ermüdenden Vernehmungen waren — von einigen gehässigen Invektiven abgesehen — ziemlich korrekt und zweckentsprechend.

Natürlich war Schlemann eingefleischter Parteigänger Hitlers und sogenannter „Deutschgläubiger“. Im Verlauf unserer Gespräche gab er wiederholt seiner festen Überzeugung Ausdruck, die katholische Kirche habe ihre Rolle ausgespielt. Es sei undenkbar, daß sie gegen die mächtige äußere Bedrohung durch den neuen Glauben der nationalsozialistischen Weltanschauung und aus ihrem immer klarer werdenden inneren Verfall noch einmal siegreich erstehe und unsere neue Zeit mit ihrem Leben erfülle.

„Wir haben die Jugend im harten Kampf um Leben und Tod hinter unseren siegreichen Hakenkreuzbannern, während euere bunten Prozessionsfahnen in dunklen Winkeln vermodern und den Motten zum Fraß dienen. In wenigen Jahren locken euere schwarzen Seelenfänger keinen Hund mehr aus seiner Hütte. Ich gebe Ihnen in privater Eigenschaft den gutgemeinten Rat, lassen Sie Ihre verlorene Sache fahren. Erklären

Sie vor dem hi
bequemerweise
aus der Kirche
Senats immerhi
auf milder ges
Ich versuche, F
andersgeartete
von der Kirche
Christi, von
Heiligen Geiste
will, als aus
Schlemanns Z
unseres christl
Sinn und dar
Lebens sei, sic
Christi, da Er i
Stunde Seiner
zu weihen und
das Reich Sein
seinem Platz,
Erdenleben, in
gelegt hat.
Dem national
Begriff „Kirch
nach politisch
Daß Kirche de
und zur Teilne
die Gemeinsch
ergangen ist, u
treten dürfen
der Treuegefo
Christi Reich

Sie vor dem hiesigen Amtsgericht — es befindet sich bequemerweise im gleichen Hause — Ihren Austritt aus der Kirche. Es macht bei den Parteileuten des Senats immerhin gewissen Eindruck und Sie können auf milder gestimmte Richter rechnen."

Ich versuche, Herrn Schlemann demgegenüber meine andersgeartete Auffassung zu verdeutlichen. Spreche von der Kirche als dem gnadendurchströmten Leib Christi, von der geheimnisvollen Werkstatt des Heiligen Geistes, von der Kirche, die nichts anderes will, als aus allem Leben Christusleben gestalten. Schlemanns Zwischenfragen nach Sinn und Ziel unseres christlichen Lebens beantworte ich: Tiefster Sinn und darum höchstes Ziel christkatholischen Lebens sei, sich aufzuschließen für die einzige Größe Christi, da Er im Evangelium, und von da her zu jeder Stunde Seiner Kirche uns aufruft, das Leben Ihm zu weihen und im treuen Einsatz des Lebens mit Ihm das Reich Seines Vaters aufzurichten, ein jeder an seinem Platz, so wie Er es vorbildlich in Seinem Erdenleben, in Seinem Sterben und Auferstehen grundgelegt hat.

Dem nationalsozialistischen Amtsgerichtsrat war der Begriff „Kirche“ identisch mit einem Gebilde, das nach politischer Macht und Weltherrschaft strebt. Daß Kirche der Ort, wo Christi Königsgestalt aufsteht und zur Teilnahme an Seinem Kreuzzug ruft, daß sie die Gemeinschaft derer ist, an die so hoher Ruf ergangen ist, und in der zu jeder Stunde die hervortreten dürfen und müssen, welche die hohe Pflicht der Treuegefolgschaft lebendiger fühlen, daß Kirche Christi Reich ist, das in jeder Zeitennot und trotz

allem Versagen in den eigenen Mauern sich stets neu bewähren und mehren muß, vor allem durch den hingebenden Dienst derer, die „es fassen können“, alles das konnte mein rein rationalistisch denkender Gesprächspartner nicht fassen.

Die Zeit wird ihn vielleicht Einsicht lehren. Hitlers Reich wird vergehen wie alle weltliche Schöpfung. Die Kirche Gottes aber wird alle Wechselfälle dieser Zeitlichkeit überdauern. Stets wird sie aus allen furchtbaren äußeren Bedrohungen und aus innerem Verfall siegreich erstehen und eine neue Zeit mit ihrem Leben erfüllen. Dafür bürgt das schöpferische Walten des Heiligen Geistes in ihr. Sie war, ist und wird Gebieterin im Reich der Wahrheit sein. Ihre Weisungen führen aus den Wirrsalen der Zeit auf die große Straße der Nachfolge Christi. In allen Jahrhunderten hat sie ihr Erbgut vermehrt, das auch uns noch reich macht. Das für alle Zeit zu tun, in der demütigen Verhaftung an die jeweilige Zeit und ihre Möglichkeiten, aber in stets neuem siegreichen Durchbruch ihres Wesens, das scheint das Los der Kirche zu sein, ihre jeweilige Schwäche und ihr dauernder Ruhm. „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen...“

1. Juni 1941

PFINGSTSONNTAG! DER GRÜNDUNGSTAG, die feierliche Weihe der von Christus gestifteten Kirche. Zum ersten Male feiere ich dieses Hochfest in der Kerkerzelle. Ich bin allein. Niemand stört den festlichen Frieden.

An meiner Zellentür hängt ein Schild mit einem dicken schwarzen Punkt. Das bedeutet: Strenge Einzelhaft,

darf keinen Bes
dienstes in der C
Ich sinne über
jubelnder Dank f
Gott geschaffene
ersten Pfingsttag
Erleuchter, der S
machte. Aus de
eroberer.

Petrus insbeson
durch den Erleu
zerschellt.

Der Paraklet ma

Pontius Pilatus

Nach Karfreitag

An diesem Tag

der Kirche ewig

Ich überdenke

Liebe, Freude, F

Treue, Mäßigke

Leise singe ic

ritus — — — V

„V

All

Ko

LANGE WOCH

mir. Kommt de
nicht?

Schlemann hat

Anklage wegen

darf keinen Besuch empfangen. Besuch des Gottesdienstes in der Gefängniskirche nicht gestattet.

Ich sinne über die Liturgie des Pfingsttages. Sie ist jubelnder Dank für die Gründung der Kirche. Die von Gott geschaffene. Ihre letzte Vollendung gab ihr am ersten Pfingsttag der Paraklet, der Heilige Geist, der Erleuchter, der Spender. Der aus den Galiläern Apostel machte. Aus den armseligen Fischerknechten Welt-eroberer.

Petrus insbesondere, der zage, schwankende, wird durch den Erleuchter zum Fels, daran die alte Welt zerschellt.

Der Paraklet macht es sonnenhell, daß der Prozeß von Pontius Pilatus ein Justizmord war.

Nach Karfreitag kam Ostermorgen und Pfingstjubiläum. An diesem Tage wurde Christi Werk vollendet und der Kirche ewiges Leben gegeben.

Ich überdenke die kostbaren Früchte des Geistes: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Sanftmut, Treue, Mäßigkeit, Enthaltensamkeit, Keuschheit.

Leise singe ich die Sequenz: „Veni Sancte Spiritus — — — Veni pater pauperum . . .“

„Vater aller Armen Du,
Aller Herzen Licht und Ruh,
Komm mit Deiner Gabenzahl!“

30. Juli 1941

LANGE WOCHEN BANGEN Wartens liegen hinter mir. Kommt der Prozeß beim Volksgerichtshof oder nicht?

Schlemann hat mehr als einmal gedroht: „Fällt die Anklage wegen Landes- und Hochverrats zusammen,

wird der Oberreichsanwalt Sie auf Grund Ihrer Aus-
landstätigkeit wegen Volksverrat belangen. Ihr Kopf
wackelt so oder so!"

Heute morgen läßt mich der Ermittlungsrichter rufen,
erbittet die Rückgabe der mir vor Monaten zugestell-
ten Abschrift meines Haftbefehls und teilt mir amtlich
im Auftrage des Oberreichsanwalts beim Volks-
gerichtshof die Einstellung des Verfahrens wegen
mangelnden Tatbestandes mit.

Der Haftbefehl ist aufgehoben!

Mittags muß ich meine Zelle räumen. Die Justiz über-
stellt mich dem Reichssicherheitshauptamt.

Um vierzehn Uhr bringt mich die „grüne Minna“
wieder zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz.

Zelle 77 auf Station IV wird mir zugewiesen.

Ich bin wieder Polizeigefangener und trage die Num-
mer 5907 II.

19. August 1941

ICH SAH MEINEN Freund Hein Hoeben wieder, traf
ihn im Bad. Ein Jahr sitzt er bereits in Einzelhaft. Er sieht
arg verhungert aus. Nur noch Haut und Knochen. An-
zeichen von Hungerödeme machen sich bemerkbar.
Geistig ist er trotz aller ausgestandenen Qualen un-
gebrochen. Seine Gedanken weilen viel bei seinen
Kleinen.

Von daheim habe ich frohe Nachricht. Meine Frau
ist nach sieben Monaten Haft in den Gerichtsgefäng-
nissen Münster und Essen am 9. August auf freien
Fuß gesetzt worden.

DIE TROSTLOSE
magere Verpfleg
Vergünstigungen
Zeitung, nichts,
Beamtenmangel
Tage werden wi
ist die einzige
sehen und ein v
Soviel menschl
lichen Mauern
schen geistig
täuschen, die 2
Verhärmt. Fl
zu Christus, de
Das Christentu
Welt mit tiefer
Letztes ist der
Letztes ist das
Mögen sie alle
wahren Weg f

NEUN WOCH
Loch, das sich
mir. Seit mein
„Alex“ hat m
gerührt. Alle
unbeantwortet
Wie ich auss
Spiegel noch
Meine Fingerr

31. August 1941

DIE TROSTLOSE EINZELHAFT und die erschreckend magere Verpflegung machen das Leben zur Qual. Alle Vergünstigungen sind mir versagt. Kein Buch, keine Zeitung, nichts, was ablenkt. Freistunde fällt wegen Beamtenmangel aus. Alle acht oder auch vierzehn Tage werden wir Einzelhäftlinge ins Bad geführt. Das ist die einzige Gelegenheit, andere Menschen zu sehen und ein wenig zu plaudern.

Soviel menschliches Elend und Not bergen die gräßlichen Mauern des „Alex“! Wohin mögen diese Menschen geistig flüchten? Die Verbitterten, die Enttäuschten, die Zerschlagenen, die Schwermütigen, die Verhärmten. Flüchten sie zum allbarmherzigen Vater, zu Christus, dem Leidensmann, dem Dorngekrönten? Das Christentum sieht die Leiden und Nöte dieser Welt mit tieferen Augen. Letztes ist nicht die Freude. Letztes ist der Schmerz. Letztes ist nicht der Genuß. Letztes ist das Opfer!

Mögen sie alle, die Mühseligen und Beladenen, den wahren Weg finden.

1. Oktober 1941

NEUN WOCHEN HOCKE ich nun in dem kleinen Loch, das sich Zelle 77 nennt. Kein Hahn kräht nach mir. Seit meiner Überführung von Moabit nach dem „Alex“ hat meine Dienststelle im RSHA. sich nicht gerührt. Alle an sie gerichteten Schreiben bleiben unbeantwortet.

Wie ich aussehe, weiß ich nicht. Ich habe weder Spiegel noch Kamm, noch Messer, noch Nagelschere. Meine Fingernägel schleife ich an der aufgerauhten

Wand ab. Meine Zehennägel wachsen schmerzhaft ins Fleisch. Die Rippen werden von Tag zu Tag sichtbar.

Es ist Fleckfieber ausgebrochen. Die ersten Todesopfer, darunter auch Wachtmeister, sind gefallen.

Furchtbare Zustände müssen in den Kellerräumen herrschen. Im Bad erzählte ein Kalfaktor, es lebten in den Kellerzellen mehrere hundert Gefangene unter den primitivsten hygienischen Verhältnissen. Alle Räume seien hochgradig verlaust und verwanzt. Der Typhus sei im „Alex“ eine fast alljährlich wiederkehrende Erscheinung.

Der Rosenkranzmonat ist angebrochen. Ich habe ihn noch, den Rosenkranz, den meine Mutter mir gab. Er spendet mir großen Trost. Seine Perlen sind Rosen um das Bild der Muttergottes, der Trösterin der Betrübten.

12. Oktober 1941

DIE ZELLEN UNSERER Station wurden gestern vergast, um alles gefährliche Ungeziefer zu töten. Wir Gefangenen wurden vorschriftsmäßig entlaust und für eine Nacht gemeinsam in einem Kellerraum untergebracht.

Mit Dr. Hoeben und Msgr. Origer, dem Verleger des „Luxemburger Wort“, verbrachte ich geistig fruchtbare Stunden.

Der feinsinnige Luxemburger Prälat äußerte tiefe Gedanken über die letzte Überwindung des Leides durch die christliche Religion. Nicht buddhistische Resignation, noch verzweifelter Freitod, nur innerliches und freies Tragen des Leides im Geiste Christi ist die Lösung.

Wie tief ist diese
schen zwei Verb
die Höhe ihrer A
ständnis hat sie fi
Es gibt kein elekt
dunkelt es am Ab
habe ich mehr a

DIE TAGE VERST
Die Atmosphäre
Kein Tor spaltet
Schmerz entzünd
Solch trübe Stun
Nur die Ewigkei
Wie lange will m
zehn Wochen ist
schehen. Absolut
Die Körperkräfte
von Hungeröden
Einer hat sich h
Ich versuche, m
Leidensgenossen
Lebenshoffnung,
Mut dazu, Schl
Bei offenen Sinn
viel mehr Mut g
lorenen materi
Kerkerhaft. Da
Bankrotten ist e
muß. Nur Gott

Wie tief ist diese Religion, die einen sterbenden, zwischen zwei Verbrechern hängenden Kruzifixus auf die Höhe ihrer Altäre stellt. Welch besonderes Verständnis hat sie für das Geheimnis des Leides.

Es gibt kein elektrisches Licht in unseren Zellen. Früh dunkelt es am Abend. Zeit zum Grübeln und Denken habe ich mehr als genug.

17. November 1941

DIE TAGE VERSTREICHEN. Einer grau wie der andere. Die Atmosphäre hinter mir und vor mir verhangen. Kein Tor spaltet sich. Kein Echo ruft wider. Kein Schmerz entzündet Hoffnung. Eines aber weiß ich: Solch trübe Stunden bewältigt nur das Jenseitige. Nur die Ewigkeit gibt der Zeit ihren Sinn.

Wie lange will man mich hier noch halten? Seit fünfzehn Wochen ist in meiner Angelegenheit nichts geschehen. Absolut nichts.

Die Körperkräfte lassen bedenklich nach. Symptome von Hungerödeme machen sich bemerkbar.

Einer hat sich heute nacht erhängt.

Ich versuche, mich in die Seelenverfassung dieses Leidensgenossen hineinzudenken. Wieviel gelöschte Lebenshoffnung, wieviel zerbrochener Mut. Gehört Mut dazu, Schluß zu machen?

Bei offenen Sinnen gehört Mut dazu. Aber mehr Mut, viel mehr Mut gehört dazu, durchzuhalten. Trotz verlorenen materiellen Besitzes. Trotz zermürender Kerkerhaft. Das Leben auch des Geplagten, des Bankrotten ist ein heilig Geschenk, das man behüten muß. Nur Gott zündet und löscht diese Flamme.

30. November 1941

SEIT GESTERN BIN ich wieder in Sachsenhausen. Am 28. November, abends, führte man mich in den Keller, stieß mich in einen größeren Saal und überließ mich meinem Schicksal.

Es war eine schreckliche Nacht. An die dreihundert Menschen hockten fast aufeinander. Stickige, rauchgeschwängerte Luft. Das Atmen fast unmöglich. „Die ‚Palme‘ ist Gold dagegen“, meinte ein Berliner.

Zweiunddreißig Holzpritschen gab es. An Schlaf war nicht zu denken. Früh um fünf Uhr fand die Qual ein Ende.

Um die Mittagsstunde, nach Absolvierung der üblichen Formalitäten, traf ich im Block meine alten Freunde. In ihren Zügen las ich einiges Erschrecken über mein blasses Aussehen.

6. Dezember 1941

ICH BIN DEM Arbeitskommando „Entlausung“ zugeteilt. Dort habe ich reichlich Gelegenheit, die SS-Blockführer bei den Zugängen toben und wüten zu sehen. Sonnabend ist der Tag der Zugänge. Ein Tag, an dem die Blockführer von einer barbarischen Ehrlichkeit sind. Nackt und bloß liegt ihre „Seele“ am Wochenende vor uns.

In der Frühe um fünf Uhr speit der „Alex“ seine unglücklichen Opfer aus. Es ist eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft: politische, kriminelle, asoziale Gefangene, die nach Verbüßung ihrer Gefängnis- und Zuchthausstrafen noch Jahre im Konzentrationslager als billige Arbeitssklaven mißbraucht

werden. Dazu g
sexuelle, fremdlä
Gefesselt werden
Bahnhofs geführt
glücklichen am
ausgesuchten Ho
und Kolbenstöße
Der Weg vom Ba
meter, ist im Lau
getränkt worden
felten Versuch u
den grauen Dase
seelt am Wege.
Die im „Alex“
der Sachsenhaus
die Opfer staatli
Im Lager ange
Haufen“ am Tor
ein unruhvolles
Allerlei SS-Figu
minder müßige
schwinden wied
Mit viel Lärm u
SS-Hauptscharfü
seine Aufwartu
Ein seltsames
Tier, aller me
Sprachschatz sc
und massigen S
Die ihm unters
Jungs“. Wehe
fallen sollte,

werden. Dazu gesellen sich Bibelforscher, Homosexuelle, fremdländische Arbeiter.

Gefesselt werden sie auf den Bahnsteig des Stettiner Bahnhofs geführt. Gegen sieben Uhr werden die Unglücklichen am Bahnhof Sachsenhausen von einer ausgesuchten Horde von Blockführern mit Fußtritten und Kolbenstößen in Empfang genommen.

Der Weg vom Bahnhof bis zum Lager, etwa drei Kilometer, ist im Laufe der Jahre von Blut und Schweiß getränkt worden. Manch einer, der hier den verzweifelten Versuch unternahm, der Öde des ihn erwartenden grauen Daseins vorzeitig zu entfliehen, blieb entseelt am Wege.

Die im „Alex“ gehörte peinlich genaue Schilderung der Sachsenhausener Wirklichkeit ängstigt und quält die Opfer staatlicher Willkür auf diesem Passionsweg. Im Lager angekommen, muß sich der „verlorene Haufen“ am Tor in Reih und Glied aufbauen. Es hebt ein unruhvolles Warten an.

Allerlei SS-Figuren tauchen auf, stellen mehr oder minder müßige Fragen, drohen, prügeln und verschwinden wieder.

Mit viel Lärm und Gefluch macht der Rapportführer, SS-Hauptscharführer Gustav Sorge, der „Eiserne“, seine Aufwartung.

Ein seltsames Triebbündel ist dies Stück Mensch-Tier, aller menschlich hohen Gefühle bar. Sein Sprachschatz scheint vorwiegend aus krassen Flüchen und massigen Schimpfwörtern zu bestehen.

Die ihm unterstellten Blockführer nennt er „meine Jungs“. Wehe dem arglosen Häftling, dem es einfallen sollte, beim „Eisernen“ Übergriffe seiner

„Jungs“ zur Anzeige zu bringen. „Anfänger“, wie man die noch unbeholfenen Zugänge hier heißt, haben solches Unterfangen mit furchtbaren Martern und bitterem Tode büßen müssen. Fast kein Neuling entgeht den sadistischen Quälereien Sorges. Ein dicker, knorriger Knüppel, seine „Hausordnung“, zählt zu seinen unmißbaren Requisiten. Mit welcher Wucht und ungebändigter Wut weiß er ihn zu schwenken und zu schwingen. Wo er trifft, läßt er blaue und blutige Male zurück. Selbst zertrümmerte Schädel kommen auf sein Konto.

„Warum bist du eigentlich hier, mein Sohn?“, beginnt er häufig höhnischen Tones sein inquisitorisches Zwiegespräch, das stets in Schimpfmonologen endet. „Schutzhäft nach Verbüßung der Zuchthausstrafe wegen Vorbereitung zum Hochverrat“, „Schutzhäft wegen krimineller Vergehen“, „Schutzhäft wegen Zuhälterei, wegen Landstreicherei, Rassenschande, homosexueller Verfehlungen, Bibelforscherei“. Jedes Sündenbekenntnis wird entsprechend kommentiert und vom „Eisernen“ mit eiserner Münze bezahlt.

Besonders die politischen Häftlinge werden „prämiiert“. Sorge schilt sie samt und sonders „Bolschewiken“, gleich, ob sie Katholiken, bekenntniskirchliche Protestanten, Priester oder Laien sind.

Wer seine „Schuld“ nicht frank und frei beichtet, etwa gar stottert oder sich unschuldig glaubt, erlebt sein blaues Wunder. Die „Hausordnung“ feiert Hochzeit auf Kreuz und Hinterteil des Ärmsten, bis er — weich geworden — sein „mea culpa“ nur noch zu stammeln vermag.

„Siehst du, mei
tröstet Sorge de
Diese erste pr
einige Stunden
durch „sportlich
beugen und „Sa
Laufend — oder
dreihundert Me
rückgelegt.

Hier inszenieren
Dabei zeichnen
Schubert, Beitel
besondere Bruta
Grundsätzlich b
schont.

Juden und Emig
merksamkeit. S
Beitel will eine
brecher“ verläß
hält mehr von
Jeder hat seine

Heute sind dre
ein etwa fünf
muß auf Geheil
gestrecktem K
beugen forciert
gelingt dem Ge
Auf und Nied
Herz.

Aus! Normale
Opfer.

„Siehst du, mein Sohn, wir kriegen alles heraus“,
tröstet Sorge den also Zerknirschten.

Diese erste provisorische Vernehmung zieht sich
einige Stunden hin. Unterbrochen wird die Prozedur
durch „sportliche Übungen“, Hinlegen, Rollen, Knie-
beugen und „Sachsendgruß“ (kniend Forthüpfen).

Laufend — oder auch zuweilen hüpfend — werden die
dreihundert Meter zur Entlausung, Baracke 56, zu-
rückgelegt.

Hier inszenieren die „eisernen Jungs“ ihre Verhöre.
Dabei zeichnen sich „Knochenbrecher“, „Knopfreiher“,
Schubert, Beitel, Kaiser, Fickert und Knitteler durch
besondere Brutalität und abgründigen Sadismus aus.
Grundsätzlich bleibt kein Zugang von Schlägen ver-
schont.

Juden und Emigranten „erfreuen“ sich besonderer Auf-
merksamkeit. Schubert brüllt nach einem Besenstiel,
Beitel will einen handfesten Holzknüppel, „Knochen-
brecher“ verläßt sich auf seine stabilen Fäuste, Kaiser
hält mehr von kräftigen, eisenbeschlagenen Stiefeln.
Jeder hat seine „Spezialität“ beim Verhör.

Heute sind drei Juden dabei. Der älteste von ihnen,
ein etwa fünfundsechzigjähriger, beleibter Mann,
muß auf Geheiß Beitels hundert Kniebeugen mit vor-
gestrecktem Koffer ausführen. Nach zwanzig Knie-
beugen forciert Beitel das Tempo. An die siebzig Mal
gelingt dem Geplagten schweißtriefend das mühselige
Auf und Nieder. Dann versagt das überanstrengte
Herz.

Aus! Normale Todesursache: Herzschlag. Das erste
Opfer.

Bunt und blau geschlagen, erwartet die Zugänge nun der Tragödie zweiter Teil: die Duschprozedur.

Ein Homosexueller wird besonders hochgenommen. 70 Grad Celsius heißes Wasser verbrüht seine Haut minutenlang. Schubert überschüttet ihn mit unflätigen Redensarten, Kaiser stößt den vor Schmerzen sich Windenden mit rohen Tritten unter die Dusche.

„Dir wohl zu warm, was? Na, wollen dem warmen Bruder mal'n kalten Tropfen geben.“ Er greift zum Schlauch, richtet einen eiskalten Wasserstrahl auf die Herzgrube des Verbrühten.

Nach einigen Minuten sackt er zusammen. Aus. — Normale Todesursache: Herzschlag.

Beitel, Fickert, Schubert, Kaiser — jeder hat seine Methode, die Homosexuellen in der übelsten Weise zu peinigen. Zwei oder drei Todesopfer fallen durchschnittlich jeden Sonnabend. Die Zahl der lazarettfähig Geschlagenen läßt sich an den Fingern nicht abzählen.

Das geht so Woche um Woche, Monat um Monat, Jahr um Jahr. Wieviel Morde und gebrochene Menschenleben mögen diese „eisernen Jungs“ auf ihrem fluchwürdigen Gewissen haben?

Kein Staatsanwalt, der Anklage erhebt, kein deutsches Volksgewissen, das protestiert!

Sie wissen es nicht, wollen es auch nicht wissen und waschen ihre Hände in Unschuld.

Früher galt die Erde als Vorbereitung auf die Hölle, heute mag es scheinen, als überflute die Hölle selbst die Erde.

Was ist denn n
Was ist denn
mit Deinem V
Volke? Solltest
haben? Und so
storben ist, ve
gegeben haben
von dem wir h
wollen?

Vor wenig meh
den Pulsschlag
storben schein
und Ehrfurcht,
Wie tief sind
Volkes können
Tiefen neu be

NUN LÄUFT
mächtigen Ve
sie wird die E
beherrschende
Wir haben we
und „Deutsche
zugelassenen
politische We
Illegale Nach
ursprüngliche
Beiwerk umk
Gedankens i
genossen.

6 Ballhorn / Die

Was ist denn nur, o Gott, was hat sich denn geändert?
Was ist denn nur anders als früher? Was hast Du
mit Deinem Volk gemacht? Mit Deinem christlichen
Volke? Solltest Du Deinen Sohn vergeblich gesandt
haben? Und sollte Jesus, Dein Sohn, der für uns ge-
storben ist, vergeblich Sein Leben für uns dahin-
gegeben haben? Solltest Du wirklich das große Leid,
von dem wir heimgesucht werden, nicht wegnehmen
wollen?

Vor wenig mehr als einem Jahrzehnt fühlten wir noch
den Pulsschlag eines Deutschland, das uns nun ge-
storben scheint. Damals gab es Kultur und Freude
und Ehrfurcht, und alle Arbeit war Gebet.

Wie tief sind wir gestürzt! — Aber die Werte eines
Volkes können versinken und liegen doch in seinen
Tiefen neu bereit . . .

9. Dezember 1941

NUN LÄUFT DER eigentliche Weltkrieg erst an. Die
mächtigen Vereinststaaten sind mit im Rennen. Durch
sie wird die Entscheidung fallen. Das ist der uns alle
beherrschende Gedanke. Aber wann?

Wir haben wenig Übersicht. „Völkischer Beobachter“
und „Deutsche Allgemeine Zeitung“ sind die einzigen
zugelassenen Blätter. Daraus ist nicht viel welt-
politische Weisheit zu schöpfen.

Illegale Nachrichten werden viel herumgeboten. Ihr
ursprünglicher Kern ist jedoch mit viel schmückendem
Beiwerk umkleidet, wobei der Wunsch der Vater des
Gedankens ist. Sie werden daher nur mit Vorsicht
genossen.

24. Dezember 1941

ZUM ZWEITEN MALE Heiligabend im Lager.

Draußen am Ausgang der Lagerstraße haben sie eine hohe Tanne aufgestellt. Dort, wo vor zwei Jahren ein Bibelforscher wegen Kriegsdienstverweigerung erschossen wurde.

Ich sitze in der Baracke und flicke meine zerlumppte Wäsche. Es ist eine verhältnismäßig ruhige Abendstunde. Die Mehrzahl unserer Henker ist in Urlaub, der Rest feiert irgendwo gröhrend Wintersonnenwende oder Julfest.

Neben mir verbindet ein Kamerad seine Fußphlegmone. Ein ekelerregender Geruch von Wunden, Eiter, Fäulnis geht von ihm aus.

Andere Tischgenossen dösen mit schlafmüden Augen und warten auf die Freigabe des Schlafsaales.

Ein zungenfertiger Sachse schildert in allen Farben frühere Feste im häuslichen Kreise.

Von weihnachtlicher Stimmung keine Spur. Ein dumpf-feuchter Geruch von schneenassen Kleidungsstücken hängt über Tisch und Bank.

Und doch Weihnachten!

Leise schleicht die Melodie ins Herz. Wie man auch abwehren mag. Es packt uns doch irgendwie. Die „Abgebrühten“ sagen „Sentimentalität“, „Romantik“, „Komödie“, „Legende“.

Was hilft alles Deuteln und verächtliche Absage. Der Sinn des Weihnachtstages, der tiefste Sinn von Christi Geburt, ist Weltgeschichte. Ist unzerstörbar stark. Ist unüberwindbar.

Weihnachten läßt sich nur aus der Tiefe verstehen. Den Inhalt des Tages begreift nur, wer in die mysti-

sche Quelle hin
Atheisten mokar
den Lüften. Zitte
Kein bürgerliche
schenkpracht, ke
dieses Tages. Je
heimnis.

Gottes Reich zw
Weihnachten ze
über wogende,
durch Jahrhund
Weg durch alle

Im Stalle von I
deren Augen s
alle, die guten
die Brutalität, c

Aus dieser Sch
nachten feiern,
feiern und erleb

Paulus, der Ge
entbietet den
Ausgeglichenhe
weltoffene Fre
Freude, wieder
Menschen zer
heit mit leuch
des Herrn.

O Christkind,
Gleichmut, die
Geistige. Den s

sche Quelle hinabsteigt. Ob Skeptiker nörgeln, ob Atheisten mokant lächeln, der Klang hängt doch in den Lüften. Zittert bis in die tiefste Seele.

Kein bürgerlicher Festschmaus, keine glitzernde Geschenkpacht, kein buntes Spielzeug ist die Zentrale dieses Tages. Jenseits all dessen steht das große Geheimnis.

Gottes Reich zwischen den Pfählen unserer Baracken. Weihnachten zeigt uns den großen Weg. Ein Weg über wogende, stürzende, wühlende See. Ein Weg durch Jahrhunderte des Steigens und Fallens. Ein Weg durch alle Menschlichkeit.

Im Stalle von Bethlehem ist Platz für alle, für alle, deren Augen suchen, deren Herzen hämmern. Für alle, die guten Willens sind. Denen der Egoismus, die Brutalität, die Gemeinheit nicht Letztes ist.

Aus dieser Schau kann auch der Gefangene Weihnachten feiern, jenseits der Zeit. Er kann Weihnachten feiern und erleben.

Paulus, der Gefangene der römischen Festungshaft, entbietet den Philippnern Weihnachtsgrüße! Welche Ausgeglichenheit der Seele! Welcher Jubel, welche weltoffene Freude. Ihm fehlt jeder Schmerz. Habt Freude, wiederholt er. Laßt sie euch nicht von den Menschen zerschlagen. Übertrumpft jede Gemeinheit mit leuchtender Güte. Denn ihr lebt im Atem des Herrn.

O Christkind, schenk uns Armen diesen inneren Gleichmut, die Hingabe an das Göttliche, an das Geistige. Den Sieg über uns selbst!

31. Dezember 1941

IN DEN BARACKEN 11, 12, 35 und 36 hat man über zweitausend russische Kriegsgefangene eingepfercht. Ihre Lage ist trostlos. Kein Stroh, keine Decken, keine Feuerung, mangelhafte Verpflegung!

Deutsche kriminelle Häftlinge führen die Aufsicht, prügeln und bestehlen die Russen nicht schlechter als die SS. Die Sterblichkeit ist entsetzlich groß. Jeden Morgen liegen an die zwanzig bis dreißig Leichen nackt vor den Baracken. Zugänge sind zu ihrem Abtransport zum Krematorium kommandiert. Je zwei Leichen werden in eine schwarze Holzkiste eingesargt.

Das Krematorium* arbeitet seit September mit verstärkter Besatzung. Es herrscht dort Hochbetrieb von früh bis spät. Zu den Leichen aus den Baracken der Russen kommen die Todesfälle aus dem Lager. Seit November herrscht der gefürchtete Flecktyphus. Dazu Dysenterie. Einige hundert Opfer sind schon zu beklagen. Die Außenkommandos rücken wegen Quarantäne seit Wochen nicht mehr aus.

Das Lager ist überfüllt. Trotzdem schickt Berlin allwöchentlich neue Opfer in den Rachen des Moloch Sachsenhausen.

Hans Raßmann, ein Bibelforscher, wurde der Strafkompagnie zugeteilt. Wegen Befehlsverweigerung. Er hat sich geweigert, angeschossene, noch lebende russische Gefangene im Krematorium verbrennen zu helfen.

Man munkelt, daß seit September mehrere tausend Russen, in der Mehrzahl politische Kommissare der Roten Armee, kommunistische Parteimitglieder und

rebellische Elem
Sonderkommand
Ich versuche, vo
Krematorium art
men abends in d
Kleidung zu we
heit, mit ihnen
Zellenbau und
Ihren Andeutun
aktionen am la
Genaue Zahlen
grauenvoll sein.

rebellische Elemente, auf dem Industriebhof von SS-Sonderkommandos liquidiert worden sind.

Ich versuche, von den kriminellen Häftlingen, die im Krematorium arbeiten, Näheres zu erfahren. Sie kommen abends in die Entlausung, um zu baden und ihre Kleidung zu wechseln. Das ist die einzige Gelegenheit, mit ihnen zu sprechen. Sie schlafen isoliert im Zellenbau und haben Schweigepflicht.

Ihren Andeutungen ist zu entnehmen, daß Mordaktionen am laufenden Band durchgeführt werden. Genaue Zahlen lassen sie nicht verlauten. Es muß grauenvoll sein.

ICH HABE PEC

mich während d

im vorgeschrieb

Entschuldigung,

möglich, in Ho

machen, fruchtet

Er kommandiert

warten. Mir wir

drohenden Prüge

führerstube wer

Beitel und ein

derben Stöcken

schmerzhaft.

Ich denke an Pa

hat er nicht all

aus dem zweiten

Sinn.

Er sei fälschlich

er. Deswegen s

dreißig Striemen

Das jüdische C

es zu überschre

praxis mit neun

1 9 4 2

*

27. Januar 1942

ICH HABE PECH gehabt. Ein Blockführer erwischt mich während der Arbeitszeit fußwandelnd anstatt im vorgeschriebenen Laufschrift. Die vorgebrachte Entschuldigung, es sei bei dem Schneetreiben kaum möglich, in Holzschuhen dauernd Laufschrift zu machen, fruchtet nichts.

Er kommandiert mich ans Tor, läßt mich einige Zeit warten. Mir wird warm und heiß in Erwartung der drohenden Prügel. Sie bleiben nicht aus. In der Blockführerstube werde ich über den Holztisch gelegt. Beitel und ein anderer Rottenführer schlagen mit derben Stöcken auf mich los. Die Schläge sind schmerzhaft.

Ich denke an Paulus. Den großen Völkerapostel. Was hat er nicht alles gelitten! Die überragende Epistel aus dem zweiten Korintherbrief kommt mir in den Sinn.

Er sei fälschlich beschuldigt und angeklagt, schreibt er. Deswegen sei er gezüchtigt worden. Neununddreißig Striemenschläge.

Das jüdische Gesetz gestattet vierzig. Aus Angst, es zu überschreiten, begnügt sich die Strafvollzugspraxis mit neununddreißig.

Ein paar Kapitel weiter wird ausführlich erzählt, daß er die neununddreißig Geißelhiebe fünfmal empfangen habe. Nach sieben Schlägen begann das Blut zu spritzen. Nach zwanzig Schlägen war der Rücken eine zerfetzte Masse. Manche Menschen sterben unter der Hand ihrer Peiniger.

Paulus hat, obwohl er Epileptiker und schwachen Körpers war, diese Mißhandlungen überstanden. „Man hat mich für tot erachtet. Seht, ich lebe noch!“ „Betrübt war ich, und doch immer innerlich selig!“ „Arm war ich, und habe doch alles besessen!“

Der Völkerapostel hat sich sein Christentum etwas kosten lassen.

13. Februar 1942

EIN RECHTER UNGLÜCKSTAG. Heute nacht wurde in den Werkstätten ein Einbruch verübt. Wenig später brach in der sogenannten Unterkunftskammer, in der allerlei Materialien lagern, Brand aus.

Zur Strafe muß das ganze Lager auf dem Appellplatz antreten und den ganzen Tag in Reih und Glied stehen bleiben. Eine sehr ermüdende Angelegenheit. Dazu ist es ungemütlich naß und kalt. Das ganze Kommando „U-Kammer“ ist zum Pfahlhängen verurteilt.

Schlotternd und frierend trappeln wir von einem Bein aufs andere. Dann und wann schlendern Blockführer durch die Reihen, fluchen, drohen, lassen einige Blocks in Kniebeuge gehen oder prügeln drauflos.

Mit meinem Nebenmann, einem im Kampf um die Verwirklichung des materiellen Sozialismus ergrauten Marxisten alter Prägung, komme ich ins Gespräch. Ich kenne ihn seit längerer Zeit. Er war in den

zwanziger Jahren sozialdemokratischer Reichstags-
abgeordneter.

Stolz und still trägt er sein schweres Schicksal. Schweigende Pflichterfüllung, Entsagung im Dienste einer Aufgabe oder Ueberzeugung, Treue, Ehre, Verantwortung, Leistung, alles das sind ihm hohe Wertbegriffe.

Er entstammt der Arbeiterklasse und ist Autodidakt. Kennt sich gut aus in den Schriften von Owen, Fourier, Engels, Marx und Lasalle.

Von Christentum und Kirche hat er keine allzu hohe Meinung. Den Kirchen macht er den Vorwurf, sie hätten den tiefen Ausspruch „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ verraten. Sie dächten nur machtpolitisch und führten Krieg auf diplomatische Art.

Sein wesentlicher Irrtum ist die Meinung, das Weltgeschehen werde letzthin vom Wirtschaftlichen bestimmt. Ich entgegne: Gewiß sei das Wirtschaftliche von starker Bestimmung. Sowohl Not und Elend wie Reichtum seien gewichtige Lebensfaktoren. Es gebe aber noch ganz tiefe andere Kräfte. Die geistigen Kräfte spielten doch eine entscheidende Rolle in allem Geschehen. Ihre Ausschaltung räche sich furchtbar. Das erweise doch sonnenklar die gegenwärtige Zeitlage. Zur wirklichen Überwindung egoistischen, kapitalistischen Geistes gehörten innere Zucht und innere Geradheit. Nicht die Revolution aus materialistischer Ideologie werde das Antlitz der Erde bestimmen. Vielmehr die Revolution der Seele, des Geistes, des Innenmenschen.

Mein Partner räumt ein, daß einseitige Erziehung zum Haß gegen die Bourgeoisie, zum Glauben an Organi-

sation und Macht der Demonstration sich irgendwie räche. Er will die Ethik nicht ausgeschaltet wissen. Im übrigen hält er eine Versöhnung zwischen Marxismus und Christentum für durchaus möglich und fruchtbar.

Er nennt in diesem Zusammenhang den Namen des „roten“ Pfarrers Hohoff, der am 10. Februar 1923 verstarb. Hohoff habe sich als erster katholischer Priester offen zu den ökonomischen und soziologischen Lehren des Marxismus und zu deren Vereinbarkeit mit dem Christentum, besonders dem Katholizismus bekannt.

In der Marxschen Kapitalkritik erblicke Hohoff den Beweis für die Lehren der Kirchenväter, der Scholastik und des kanonischen Rechts über das Wirtschaftsleben. Marx sei für ihn der weitaus größte Sozialökonom aller Zeiten gewesen.

Sogar Hohoffs Hauptwerk „Die Bedeutung der Marxschen Kapitalkritik, eine Apologie des Christentums vom Standpunkt der politischen Ökonomie und Rechtswissenschaft“, kannte er so gut, daß er den Schlußabsatz zu zitieren wußte: „Der heilige Albert der Große sagt: Wenn es sich um Glaubens- oder Sittenlehren handelt, so verdient der heilige Augustinus mehr Glauben als die Philosophen, falls sie anderer Meinung sein sollten. Ist aber von der Arzneikunde die Rede, so würde ich einem Galen oder Hippokrates mehr Glauben beimessen. Auf dem naturhistorischen Gebiet endlich, gilt mir Aristoteles mehr als jeder andere wegen seiner Vertrautheit mit der Natur.

Auf dem Gebiet der politischen Ökonomie gilt uns Karl Marx mehr als jeder andere.“

Solche Aussprache
Ermüden des St
vergessen.

IM KRANKENB
bin ich heute zu
gescheut, hinzuge
Eiter, Schweiß u
Die Kranken se
mit fremden Lin
mehr Zeichen als
Leben bereits b
drängt hat.
Ein toll schmer
Hemmungen übe
sieht äußerlich
gegen ist wenig
zwischen mehr
überwinden.
Draußen vor de
Er ist als Pflege
Er erzählt so Ein
Die Krankenbar
zum Teil stark
schmalen Bett.
Medikamente s
Ambulanz sehr
und tödlich Ent
Halbverhungert
Man muß sich
ist im ganzen s

Solche Aussprachen sind fruchtbar und lassen das Ermüden des Strafstehens und winterliche Kälte vergessen.

21. Februar 1942

IM KRANKENBAU, WO immer großer Betrieb ist, bin ich heute zum erstenmal. Bisher habe ich mich gescheut, hinzugehen. Es riecht dort sehr nach Karbol, Eiter, Schweiß und anderen unangenehmen Dingen. Die Kranken sehen schrecklich aus, gelb und fahl, mit fremden Linien im Gesicht. Eigentlich sind es mehr Zeichen als Linien, Zeichen des Todes, der das Leben bereits bis an den Rand des Körpers gedrängt hat.

Ein toll schmerzender Backenzahn läßt mich alle Hemmungen überwinden. Die Zahnstation im Revier 1 sieht äußerlich recht sauber aus. Die Behandlung dagegen ist weniger erfreulich. Nun, man hat ja inzwischen mehr gelernt, als das bißchen Roheit zu überwinden.

Draußen vor der Baracke treffe ich einen Bekannten. Er ist als Pfleger im Kommando „Krankenbau“ tätig. Er erzählt so Einiges von seinen jüngsten Erlebnissen. Die Krankenbaracken — es gibt deren fünf — sind zum Teil stark überbelegt. Zwei Patienten in einem schmalen Bett. Die Betten dreistöckig hochgebaut. Medikamente sind beschränkt. Da der Andrang zur Ambulanz sehr stark ist, werden fast nur Hochfebrile und tödlich Entkräftete aufgenommen.

Halbverhungerte stürzen sich auf die Abfalltonnen. Man muß sich vorstellen, was sie da finden. Die Kost ist im ganzen schon knapp. Es gibt tagtäglich Steck-

rüben, kleingeschnitten und in Wasser gekocht, Rübenstrünke, die noch schmutzig sind. Kartoffeln haben wir Weihnachten zuletzt gesehen.

„Organisierte“, fleckige Kartoffeln sind große Leckerbissen und werden schwarz zum Preise von fünfzig Pfennig verhandelt. Wer erwischt wird, erhält pro Kartoffel einen Stockhieb.

Trotzdem wird natürlich alles gegessen. Nur die letzten schäbigen ungenießbaren Reste werden aus den Näpfen ausgespült und in die Abfalltonnen geschüttet. Einige Steckrübenschaln, verschimmelte Brotrinden und allerlei Dreck kommen dazu. Kein Wunder, daß die Ruhr grassiert.

Die Todeszahlen im Dezember und Januar lagen über 500 pro Monat! Die Russen stellen das stärkste Kontingent.

Dieser Tage zählte ich siebenundzwanzig schwarze Kisten, die in Richtung Krematorium transportiert wurden. Das macht 54 Tote.

Hin und wieder kommen die Russen zur Entlausung ins große Lager. Sie versuchen dann kleine Schnitzereien und Bastelarbeiten gegen Essenreste und Zigaretten zu tauschen. Die Sachen tragen wenig ein, wenn ihre Anfertigung auch allerhand Mühe gemacht hat.

Anfangs waren sie lebhafter und gesprächiger. Jetzt sind sie schon abgestumpft und gleichgültig. Die meisten sind still. Einige betteln um eine Zigarettenkippe.

Es erschüttert immer wieder, diese Elendsgestalten zu sehen. Ihre Militäruniformen sind zerschlissen und kaum mehr als Lumpen.

Untereinander sind
Schutzhäftlinge. Sie
Unglücklichsten. I
ihr Tod.

Zuweilen hört man
Es klingen weiche
Das ganze ist wie

IN DEN BLOCKS
Invaliden aufgesch
Für „überflüssige
Platz.

Eines Tages werden
bestellt. Dort verp
grad) eine tödliche
Die blassen, spitze
dauernswerten, die
selig gekrallten
ihrer Augen — s
einem in der Kehle

DER HUNGER W
Seit drei Monate
bitterer. Wahrschein
portionen werden
Der Riemen ist
letzten Loch. Wenn
die Heimat nie
Vor einigen Tagen
erwischt. Weiß C

Untereinander sind sie kameradschaftlicher als wir
Schutzhäftlinge. Sie sind unter uns Unglücklichen die
Unglücklichsten. Ihr Leben ist namenlos — ebenso
ihr Tod.

Zuweilen hört man sie abends singen, vielstimmig.
Es klingen weiche, leise Bässe, Tenöre schwellen an.
Das ganze ist wie Orgelspiel auf ferner Heide.

9. März 1942

IN DEN BLOCKS werden die Alten, Bresthaften und
Invaliden aufgeschrieben. Es ist nicht das erstemal.
Für „überflüssige Esser“ hat das Dritte Reich keinen
Platz.

Eines Tages werden sie aufgerufen, zum Krankenbau
bestellt. Dort verpaßt ihnen ein SDG. (Sanitätsdienst-
grad) eine tödliche Injektion. Erledigt.

Die blassen, spitzen Steckrübengesichter dieser Be-
dauernswerten, die ihr Todesurteil kennen, ihre arm-
selig gekrallten Hände, der entsetzliche Ausdruck
ihrer Augen — sind schwer zu ertragen. Es würgt
einem in der Kehle, wenn man sie ansieht.

21. März 1942

DER HUNGER WUHLT stärker in den Eingeweiden.
Seit drei Monaten keine Kartoffeln. Das Brot wird
bitterer. Wahrscheinlich vom Kastanienmehl. Die Fett-
portionen werden gekürzt.

Der Riemen ist schon so eng geschnallt, bis zum
letzten Loch. Wenn das so weiter geht, werde ich
die Heimat nie wiedersehen.

Vor einigen Tagen haben wir zu dritt eine fette Katze
erwischt. Weiß Gott, wie die sich zu uns verirrt hat.

In der Heizung unserer Entlausung wurde sie säuberlich zubereitet. Es dauerte lange, sie zu braten. Ein herrlicher Duft verbreitete sich allmählich. Es war ein wahres Festessen.

Die Russen machen schon seit langem Jagd auf Mäuse. Wenn wir abends zusammengepreßt auf unseren Strohsäcken liegen, drehen sich die Gespräche um Essen und Trinken. Gutessen, Guttrinken und eine Handvoll Frühlingsluft. Das ist für die meisten im Augenblick das höchste der Gefühle.

Draußen wird es Lenz. Wir spüren es nur an äußerlichen Symptomen. Blühende Bäume, sprießende Blumen, saftiges Grün habe ich seit langen Monden nicht gesehen.

Sand, Baracken mit geteerter Pappe gedeckt und blechbeschlagen, Asphalt und Zement. Dazu krächzende Raben, vom Leichengeruch gelockt, das ist alles. Das ist unsere Natur. In diesem Atem leben wir. Hier ist unsere „Heimat“. Für Jahre. Für Vertreter von achtundzwanzig Nationen.

Wie ein Feuerofen ist diese Stadt, gemischt aus allen Kontinenten. Tausende wurden seit Jahren in die Schlünde der Hölle Sachsenhausen gekippt. Du fraßest sie alle! Du saugtest sie alle! Du zerstörtest sie alle! Zu deinem Atem, zu deinem Leben brauchtest und brauchst du noch Tausende von Zugängen. Deine Krematoriumsöfen schnauben. Sie brauchen täglich neue Opfer. Sachsenhausen frißt Hekatomben. Defekt, Entartung, sadistische Leidenschaft, Wahnsinn, grauenvolles Verbrechen haben sich hier zusammengefunden. O du harte, bittere Stätte, die keine Ehrfurcht, Scheu und Besinnlichkeit kennt!

Und hinter all
mäßigkeit, Ube
Nichts ist uns
Jugend und vo
Frauen. Grau u
Sachsenhausen,
Seelen!
Ich will mich z
dunkel, die See
dem eisigen A

DIE LETZTE
schüsse vom I
liche Stille.
Am Nachmitta
zogener große
baracke. Die F
fetzten Kleidu
werk. Die We
lautete: „Die
Wäscherei sch
Ein Kamerad
heiten zu beric
aktion“ stattge
gestern abend
Durchweg In
anwälte, Kauff
Zellenbau, das
gute Maßkleid
gegen alte, au
„Verzichtsache

Und hinter all diesen Scheußlichkeiten steckt Plan-
mäßigkeit, Überlegung, Organisation!

Nichts ist uns mehr geblieben vom Spiel unserer
Jugend und vom Gesang unserer Mütter, Bräute und
Frauen. Grau und fahl sind wir geworden.

Sachsenhausen, du bist ein Todesacker zerstörter
Seelen!

Ich will mich zum Schlaf zwingen. Die Augen werden
dunkel, die Seele bedrückt. Das Denken gefriert unter
dem eisigen Atem des Unheils.

2. Mai 1942

DIE LETZTE NACHT war sehr unruhig. Gewehr-
schüsse vom Industriebhof her peitschten die nächt-
liche Stille.

Am Nachmittag rollte ein von dreißig Häftlingen ge-
zogener großer Lastwagen vor unsere Entlausungs-
baracke. Die Fracht bestand aus blutigen und zer-
fetzten Kleidungsstücken und zerschlissenem Schuh-
werk. Die Weisung des begleitenden Blockführers
lautete: „Die Klamotten sofort entwesen und zur
Wäscherei schaffen.“

Ein Kamerad von der Effektenkammer weiß Einzel-
heiten zu berichten. Es hat in der Nacht eine „Sonder-
aktion“ stattgefunden. Etwa siebzig Holländer sind
gestern abend gefesselt ins Lager gebracht worden.
Durchweg Intelligenzler. Offiziere, Ärzte, Rechts-
anwälte, Kaufherren. Sie wurden in den sogenannten
Zellenbau, das Gefängnis des Lagers, geführt. Ihre
gute Maßkleidung und ihr Schuhwerk mußten sie
gegen alte, ausgemusterte Konfektionsware aus den
„Verzichtsachen“ (Zivilkleidung verstorbener Häft-

linge) umtauschen. In Hast und jagender Gier stürzten sich die Söldlinge Himmlers auf diese Beute und teilten den Raub unter sich.

Im geschlossenen grauen Wagen, dem allen Sachsenhausenern so wohlbekannten motorisierten „Henkerskarren“, wurden die Totgeweihten in kleinen Gruppen zum Industriebhof gefahren. Hier am Westrand des Lagers, wo so mancher letzte Aufschrei eines enttäuschten, entblätterten, blutig zerrinnenden Lebens verklang, wurden sie von SS.-Henkern liquidiert. Eine Flasche Kognak und ein halbes Pfund Speck waren der Judaslohn für das dazu beordnete Sonderkommando. In einer Streichholzschachtel, die beim Aufhängen der blutgetränkten Kleidungsstücke aus einer Weste fällt, finde ich einige schriftliche Aufzeichnungen unter den Hölzern versteckt.

Sie stammen von einem Arzt aus Bergen op Zoom in Noord-Brabant. Er muß gläubiger Christ gewesen sein. Es finden sich Sätze darin wie: „Ich habe unbeschreibliche Sehnsucht nach Euch. Vergeßt mich nicht in Gedanken und Gebeten. In meiner einsamen Zelle bin ich oft in Gedanken bei Euch. Die Vorsehung ist oft hart, aber kein böser Tyrann. Möge Gott auch in Zukunft uns nie verlassen.“

Eine Zettelnotiz lautet: „Die Religion ist nicht eine Summe von bestimmten Leistungen und Andachtsübungen, sondern sie ist eine treibende Kraft, ein mächtiges Motiv, das bei der Gestaltung des Lebens entscheidend mitspielt und das alle übrigen Motivbereiche überwölbt, ordnet und heiligt.“

Aus einem zu Boden gefallenem Leinentäschchen fällt das Bild einer Frau und eines kleinen Mädchens.

schmale Liebhaber
ten Hauswand. In
Ich nehme ihn he
ist schlecht zu e
Amsterdam.
Todesahnung dur
von der Unsterbli
des Fleisches und
ternde Abschieds
Requiem aeternan
die ewige Ruhe. I
Laß sie genießen

PFINGSTMORGEN
Appellglocke. „St
die heisere Stimm
Gestern abend h
anormalen Weck
findet auf dem App
statt. Der Delinqu
kürzlich geflüchte
erwischen ließ. U
hatte er einen Ei
Kopf und Kragen.
Um halb fünf Uhr
Appellplatz. Der
Minuten vor sech
Zellenbau, die Hä
Richtstätte geleit
Um den Galgen
darunter der Lag

schmale Liebhaberaufnahmen vor einer efeuumrank-
ten Hauswand. Im Täschchen steckt noch ein Brief.
Ich nehme ihn heraus und versuche ihn zu lesen. Er
ist schlecht zu entziffern. Der Adressat wohnt in
Amsterdam.

Todesahnung durchzittert die Zeilen. Sie sprechen
von der Unsterblichkeit der Seele, der Auferstehung
des Fleisches und ewiger Ruhe. Zum Schluß erschüt-
ternde Abschiedsworte an die Lieben daheim.

Requiem aeternam dona eis, Domine. Herr, gib ihnen
die ewige Ruhe. Et lucis aeternae beatitudine perfrui.
Laß sie genießen des ewigen Lichtes Glückseligkeit.

24. Mai 1942

PFINGSTMORGEN. DREI UHR dreißig läutet die
Appellglocke. „Sprung auf, marsch, marsch“, belfert
die heisere Stimme des Schlafsaalkommissars.

Gestern abend hat man uns schon den Grund der
anormalen Weckzeit mitgeteilt. Mit Sonnenaufgang
findet auf dem Appellplatz eine öffentliche Hinrichtung
statt. Der Delinquent ist ein politischer Häftling, der
kürzlich geflüchtet war, sich jedoch später wieder
erwischen ließ. Um sich Zivilkleidung zu beschaffen,
hatte er einen Einbruch verübt. Das kostet ihn nun
Kopf und Kragen.

Um halb fünf Uhr steht alles ausgerichtet auf dem
Appellplatz. Der Galgen wird hochgerichtet. Zwanzig
Minuten vor sechs wird der Todeskandidat aus dem
Zellenbau, die Hände auf dem Rücken gefesselt, zur
Richtstätte geleitet. Er ist äußerlich kalt und ruhig.
Um den Galgen herum stehen einige SS-Offiziere,
darunter der Lagerführer und ein SS-Arzt.

Kommandos ertönen. „Alles stillgestanden!“ Der Lagerführer verliest das von Himmler gezeichnete Todesurteil und droht, jeden künftigen Fluchtversuch mit Erhängen zu ahnden.

Unbeweglich verharrt der Verurteilte, bis er unter den Galgen geführt wird. Eine Drahtschlinge wird ihm um den Hals gelegt, die Fesseln gelöst. Ein Häftling windet ihn hoch. Die Glieder zucken. Das dauert noch etliche Minuten. Das Genick ist jedoch längst gebrochen. Er wird nichts mehr spüren. Fünfzehn Minuten später können wir einrücken.

Es ist die erste öffentliche Hinrichtung, die ich erlebe. Man sagt, die Todesstrafe durch Erhängen sei die beste Methode, menschlicher als der elektrische Stuhl. Ich glaube es nicht.

Während des langen Stehens vor der Exekution erzählte mir ein Jugoslawe, der erst vor einigen Tagen bei uns eintraf, seine bitteren Erlebnisse in verschiedenen deutschen Polizeigefängnissen. Mit siebzig, achtzig kriminellen und asozialen Gefangenen hat er in Zellenräumen gehaust, die für achtzehn bis zwanzig Mann eingerichtet sind. Zwei Mann schliefen nachts auf einer Pritsche. Vierzig Gefangene lagen auf dem nackten Boden. Zwei Tische, Licht von zehn Kerzenstärken, Abtritt ohne Wasserspülung. Zu den wenigen Decken und Strohsäcken gab es keine Bezüge. Sie wurden nie gewaschen oder desinfiziert, auch nach Infektionskrankheiten nicht.

In der Krankenzelle gab es nur Liegen und weniger schlechte Nahrung, keine Arzneien, viel Beschimpfungen. Achtundsiebzig Prozent der Gefangenen waren an Skrofulose und Tuberkulose erkrankt. Bei Über-

füllung lagen e
Boden. Der Poliz
sind, mögen sie
Normalerweise
verhört. Ein Ab
beträf vornehmli
deutete Verhör
Der nächtliche V
gedämpft. Ein G
Gequälten übert
unter den Fers
Brechen von Ar
von Martern. N
eingeführt, Näge
weise zeigte er
Viele von uns f
Wir glauben, au
gelegt zu haben.
Wie gut hat es
anstalt oder im
gibt es im allg
gungen, keine B
Luft, Licht, Bew
Gewiß, das eige
Wahnsinn und
Es ist nicht der
sein der „Ehrlo
geraubten Freih
Jeder, der je am
Entzug der Freih
verlangen nach
sich bis zu Rase

füllung lagen schwer tuberkulöse Leute auf dem Boden. Der Polizeiarzt äußerte dazu: „Wenn sie krank sind, mögen sie verrecken.“

Normalerweise wurden die Gefangenen untertags verhört. Ein Abholen zu nächtlicher Stunde — es betraf vornehmlich die politischen Gefangenen — bedeutete Verhör mit Folterung.

Der nächtliche Vernehmungsraum war besonders abgedämpft. Ein Grammophon mußte die Hilferufe des Gequälten übertönen. Vom Verbrennen von Kerzen unter den Fersen bis zum Verrenken und selbst Brechen von Armen und Fingern gab es eine Skala von Martern. Nadeln wurden unter die Fingernägel eingeführt, Nägel in den Körper gestoßen. Zum Beweise zeigte er einige gräßliche Narben.

Viele von uns haben gleiches und ähnliches erlebt. Wir glauben, auch ohne die Hand in die Wundmale gelegt zu haben.

Wie gut hat es demgegenüber ein in einer Strafanstalt oder im Zuchthaus lebender Verbrecher. Dort gibt es im allgemeinen keine körperlichen Züchtigungen, keine Brandmale, keinen Mangel an Wärme, Luft, Licht, Bewegung, Lektüre, kein Ungeziefer.

Gewiß, das eigentlich Quälende, das manchen zum Wahnsinn und Selbstmord treibt, gibt es dort auch. Es ist nicht der „Gewissenswurm“ oder das Bewußtsein der „Ehrlosigkeit“. Es ist das Bewußtsein der geraubten Freiheit.

Jeder, der je am eigenen Leibe erfahren hat, was der Entzug der Freiheit bedeutet, weiß, daß das Freiheitsverlangen nach jahrelanger entnervender Kerkerhaft sich bis zu Raserei und Freitod steigern kann.

29. Mai 1942

AUS EINEM BRIEF meiner Frau erfahre ich, daß mein langjähriger Freund Dr. Hein Hoeben, Generalsekretär des Internationalen Katholischen Zeitungsverlegerverbandes, Ende Februar dieses Jahres nach siebzehn Monaten qualvoller Einzelhaft im „Alex“ verstorben ist.

Er hat mit seinen 42 Jahren ein reiches Maß an Arbeit vollbracht. Die katholische Welpresse verdankt ihm viel. Der Aufbau der katholischen Welpressezentrale in Breda in den Jahren 1936 bis 1940 ist wesentlich sein Werk.

Unermüdliche Schaffenskraft, nimmermüder Eifer für die Sache Gottes waren ihm eigen. Als Mensch war er tief, wahr, echt und einfach. Hoeben war recht eigentlich ein Mensch von „Maß und Mitte“, davon Nietzsche als dem Gipfel menschlicher Vollendung spricht. Oder, wie Leopold Ziegler es einmal ausdrückte: „Das Höchste, das Äußerste, das Schwierigste ist der Einhalt der Mitte und die Beobachtung des Maßes, das unbedingt Menschlichste zwar, aber eben darum das, was übermenschliche Kräfte der Selbstherrschaft, Zucht und Selbstbescheidung fordert.“ Er hatte seine Prinzipien und bekannte sie mit der Liebe und dem Feuer eines Apostels. Für die Praxis des öffentlichen Lebens haben Prinzipien nur soviel Wert, wie die Liebe und Begeisterung, die dafür eingesetzt werden.

Hein Hoeben hat sein junges Leben für seine katholischen Prinzipien geopfert. Fünf Kinder haben ihren treusorgenden Vater verloren. Der Witwe Herz trauert

um den früh u
gegangenen Ga
Auf dem Städti
Straße in Berli
Geistlicher Beis
trotz aller Bern
Gesandtschaft
gelehnt. Kein K
Lieben an sein
aus der Tiefe
verhält nicht
Der Ruf der da
Lichtes dringe
zur Dämmerun
Ich weiß, mei
werden.“
Seine Ruhe ist
Ihn in beglück
Licht.

SEIT EINIGE
Zugänge. In d
junge Bursch
nach Deutsch
kräfte in die F
endeten für s
Einige sind i
furchtbar m
Schenkel sin
Mit einem äl
versteht, hat

um den früh und unter tragischen Umständen heim-
gegangenen Gatten.

Auf dem Städtischen Friedhof an der Rummelsburger
Straße in Berlin liegt das, was an ihm sterblich war.
Geistlicher Beistand und kirchliches Begräbnis wurden
trotz aller Bemühungen der Königlich-Schwedischen
Gesandtschaft vom Reichssicherheitshauptamt ab-
gelehnt. Kein Kreuz, kein Aspergill, keine trauernden
Lieben an seinem Grabe. Aber die Klage des Toten
aus der Tiefe des Sarges, aus dem Dunkel der Gruft,
verhallt nicht ungehört.

Der Ruf der davidischen Psalmen wird zum Vater des
Lichtes dringen: „Vom Frühlicht des Morgens bis
zur Dämmerung der Nacht hab' ich auf Dich gehofft.
Ich weiß, meine Hoffnung wird nicht zuschanden
werden.“

Seine Ruhe ist Gott. Zu Ihm geht sein Weg. Er schaut
Ihn in beglückender Erkenntnis. Es leuchtet ihm Sein
Licht.

11. Juni 1942

SEIT EINIGEN WOCHEN kommen viel ukrainische
Zugänge. In der Mehrzahl „Arbeitssaboteure“. Es sind
junge Burschen, die zwangsweise aus ihrer Heimat
nach Deutschland transportiert und als billige Arbeits-
kräfte in die Betriebe gesteckt wurden. Fluchtversuche
endeten für sie im Konzentrationslager.

Einige sind in den staatspolizeilichen Sammelstellen
furchtbar mißhandelt worden. Ihre Rücken und
Schenkel sind bunt und blau geschlagen.

Mit einem älteren Studenten, der ziemlich gut deutsch
versteht, habe ich mich etwas angefreundet. Er hat

in Charkow studiert und ist glühender Kommunist. Das, was er in deutschen Gefängnissen durchmachte, hat ihn sehr verbittert. Er rühmt demgegenüber die russischen Gefängnisse und den dortigen Strafvollzug. Zwar sehe es in den russischen Durchschnittsgefängnissen nicht so freundlich aus, wie in den paar Musteranstalten, die man den Ausländern gewöhnlich zeige. Sie seien jedoch sehr viel menschenwürdiger als der Durchschnitt der zaristischen und der ausländischen Strafanstalten. Mißhandlungen seien streng verboten.

Jede Strafanstalt sei zugleich Fabrik. Arbeitslohn werde gemäß dem geltenden Tarif gezahlt. Ein Teil davon werde für das unfreiwillige Logis mit Kost, Licht und Beheizung abgezogen. Der Rest werde halbiert. Die eine Hälfte bleibe als Spargroschen für den Tag der Entlassung, für die andere könne der Gefangene in der Gefängniskantine zusätzliche Nahrungsmittel, Tabak und Zigaretten und Kleider kaufen. Anstaltskleidung gebe es nicht.

Gestreifte Anzüge und kurzgeschorene Haare kenne der Strafvollzug nicht. Nur Alkohol sei ausgeschlossen. Arbeitszwang bestehe nicht. Auf je zwei Tage fleißiger Arbeit werde ein Tag Haft zugute gerechnet, so daß dadurch die Gesamthaft um ein Drittel gekürzt werden könne. Inhaftierte Bauern erhielten Ernteurlaub, der in die Strafzeit eingerechnet werde.

Die Werkstätten befänden sich in allen Gefängnissen in den unteren Stockwerken. Die Zellen in den oberen Stockwerken seien normal große und normal ausgestattete Stuben mit großen, unvergitterten Fenstern,

ausgenommen d
zeit.

Jedes Gefängnis
eine Theaterbüh
religiösen Büche
Zeitschriften. A
vorführungen,

Analphabeten e
kulturellen Ver
Hausordnung, E
der Selbstverwa

Das Sowjetstraf
der „Schuld“, d
verkünde statte

fahr“ und der „
gegen sozialge

auch keine ei
nahmen des soz

lichen „Strafvo
Einwirkung“, k
besserungsanst

Unterricht, Le
tungen seien d
an die Verhäl

unter den im
anzupassen.

DAS ARBEITS
einen sehr sch
zierte der de
Lorenz, ein fe

ausgenommen die alten Gefängnisse aus der Zarenzeit.

Jedes Gefängnis habe einen Klub- und Musikraum, eine Theaterbühne, eine Bücherei, die allerdings keine religiösen Bücher enthalte, Brettspiele, Zeitungen und Zeitschriften. An besonderen Tagen gebe es Filmvorführungen, Rundfunksendungen und Vorträge. Analphabeten erhielten besonderen Unterricht. Alle kulturellen Veranstaltungen wie auch die sonstige Hausordnung, Einkauf von Lebensmitteln unterstehe der Selbstverwaltung der Inhaftierten.

Das Sowjetstrafrecht verwerfe völlig den Gedanken der „Schuld“, der „Strafe“ und der „Vergeltung“ und verkünde stattdessen das Prinzip der „sozialen Gefahr“ und der „Verteidigung der Sowjetrechtsordnung gegen sozialgefährliche Handlungen“. Daher gebe es auch keine eigentlichen „Strafen“, sondern „Maßnahmen des sozialen Schutzes“, es gebe keinen eigentlichen „Strafvollzug“, sondern durch Arbeit „bessernde Einwirkung“, keine „Strafanstalten“, sondern „Arbeitsbesserungsanstalten“.

Unterricht, Lektüre und andere kulturelle Einrichtungen seien der Leitidee unterstellt, den Gefangenen an die Verhältnisse des werktätigen Gemeinlebens unter den im Sowjetstaat vorliegenden Bedingungen anzupassen.

21. Juni 1942

DAS ARBEITSKOMMANDO „BAUHOF“ hatte gestern einen sehr schwarzen Tag. Am Sonntagvormittag spazierte der derzeitige Lagerkommandant, Oberführer Lorenz, ein fatter Bonze, der ganze Warenlager ver-

schiebt und die Lagerwerkstätten als seinen Privatbetrieb betrachtet, in Zivilkleidung über verschiedene Arbeitsplätze.

Die „Abwehrspionage“ muß wohl nicht ganz auf der Höhe gewesen sein. Vielleicht haben die „Späher“ den Dickbauch in Zivil zu spät erkannt, um die Parole „Achtzehn“ (allgemeiner Lagerwarnruf bei SS-Gefahr) noch rechtzeitig durchgeben zu können. Kurzum, Lorenz erwischte einige Häftlinge beim Rauchen, andere beim Waschen von Fetzen und Taschentüchern und Nähen von zerrissenen Kleidungsstücken, alles Dinge, die während der kargbemessenen Freizeit zu erledigen sind.

Nach dem Mittagsappell muß Kommando „Bauhof“ angetreten bleiben. Glühender Mittag. Die Hitze steht still über dem weiten Platz. Von den Baracken her riecht es nach Teer. Lorenz erscheint in voller Kriegsbemalung, brüllt und donnert.

Abgerissene Wortfetzen dringen zu uns herüber. Es dröhnt nur so von „Sauhunden“, „Mistkötern“, „Dreckschweinen“. Lorenz ist ganz entfesselte Wut, ein tobendes Lagerreglement. „Arbeiten oder verrecken“, heißt seine Parole. Zwei Stunden Strafsport werden den Betroffenen zudiktiert.

Lorenz soll vor seinem fraglichen Aufstieg irgendwie in der Eisenbranche tätig gewesen sein. Als solcher war er sicher ein bescheidener Mann. Wie mag es nur kommen, daß er ein solcher Schinder und Henker geworden ist? Seit er Kommandant mit Tressen und anderen Zieraten wurde, tut er, als ob er Eisenbeton zum Frühstück fräße.

Die schärfsten
seher der Spor
Jungs“ sind in
gewiß eine Son
Es begann mit
marsch“, „Hüpf
der ersten Stu
war das erste
Krankenbau sc
Stöße, Püffe, Fu
Armbrüche häu
Als die zweite
Hälfte des Kom
bis zum Abklin
Mit blutig gest
ähnlich, stolper
und sanken hal
Rolf Sk. aus O
„Wir“ waren z
raunte er mir
trauisch, mitlei
gut so. Diese I
bereiten uns v
Rache wird sich
Zerbrechen we

DIE JUDEN MU
Sie hausen in c
siebenhundert.
Begleitung des
läßt sie sich e
und fällt Entsc

Die schärfsten Schinder des Lagers werden als Aufseher der Sportstunden kommandiert. Die „eisernen Jungs“ sind in ihrem Element. Der „Alte“ hat ihnen gewiß eine Sonderzuteilung versprochen.

Es begann mit „Hinlegen“, „Sprung auf, marsch, marsch“, „Hüpfen“, „Rollen“. Das Tempo wurde nach der ersten Stunde höllisch gesteigert. Inzwischen war das erste Dutzend Opfer voll. Sanitäter vom Krankenbau schleppten sie ab. Es hagelte nur so Stöße, Püffe, Fußtritte, Blutungen. Rippen-, Bein- und Armbrüche häuften sich.

Als die zweite Stunde sich rundete, war über die Hälfte des Kommandos „revierreif“. Der Rest mußte bis zum Abklingeln um halb zehn abends Strafstehen. Mit blutig gestoßenen Händen, einem Dreckklumpen ähnlich, stolpten die Überlebenden in ihre Baracken und sanken halbtot auf ihr Strohlager.

Rolf Sk. aus Oslo heulte die halbe Nacht vor Wut. „Wir“ waren zu weich und träumerisch daheim“, raunte er mir zu. „Hier macht man uns hart, mißtrauisch, mitleidslos, rachsüchtig und roh. Das ist gut so. Diese Eigenschaften fehlten uns gerade. Sie bereiten uns vor für den Tag der Vergeltung. Die Rache wird sicher kommen. Das allein hält uns hoch. Zerbrechen werden wir nicht.“

7. Juli 1942

DIE JUDEN MUSSEN auf dem Appellplatz antreten. Sie hausen in den beiden Baracken 38 und 39. An die siebenhundert. Eine Kommission von SS-Offizieren in Begleitung des Lagerführers und Arbeitsdienstführers läßt sie sich einzeln vorführen, taxiert sie wie Vieh und fällt Entscheidung über Tod und Leben.

Die älteren Jahrgänge, alle Körperschwachen und Behinderten werden ausgesondert und sofort in den bereitstehenden „Henkerskarren“ verladen. Es geht nicht ohne die üblichen Mißhandlungen und Verhöhnungen. Jeglichen menschlichen Mitgeföhls bar, treten und prügeln die uniformierten Rohlinge ihre ausgemergelten Opfer bis vor die Tür des Krematoriums.

Welcher Sadismus! Was ist noch menschlich an diesen Bestien?

Fast alle Totenkopfmänner, die wir hier kennengelernt haben, sind Monomanen ihres Grundtriebes: er heiße nun Macht, Eros, Geiz, Genuß. In dieser Maßlosigkeit des Trieblebens, ja in dieser Verwandlung aller höheren in niedere Eigenschaften, in vitale, primitive, barbarische Triebe, ohne Hemmungen aus der sittlich-religiösen Sphäre, ist geradezu das Kennzeichen der gottlos gewordenen nationalsozialistischen Lebensform zu erblicken.

Ein perverser Machtrausch, ein sadistischer Sinnens-
tausch ist über diese jungen Bestien gekommen, die hemmungslos, einer dem andern ein Wolf, sich auszutoben suchen.

Es ist für sie kein Himmel mehr über der Erde, an den zu denken, für den zu leben sich lohnen würde. Keine Sterne leuchten ihnen mehr.

16. Juli 1942

ICH TRAF EINEN Bekannten aus dem „Alex“. Ein interessanter und vielseitiger Kerl. Er ist ebenholzschwarz und heißt Mohammed Hussein.

Im ehemaligen
kämpfte mit
von Lettow-V
später in allen
Berlin seßhaft.
Dort gab er zu
eines Reichsm
nicht in Kisua
in Ostafrika. V
„Ufa“, zuletzt
Eine Münchener
der sein heiße
Rassenschande
hausen.
Seine Frau, ein
gebar, hat sich
stecke dahinter
allem Lebensk
Vom Dritten F
er verständlich
in Sachsenhau
ganz wilden S
Treiben er au
Dort habe er z
strafe ausreich
eine Erbsenart
ein zum Tode
uns im Lager.
Die Todesstra
Reiße während
es dem Misse
erreichen, so

Im ehemaligen Deutsch-Ostafrika ist er geboren, kämpfte mit Auszeichnung einige Jahre unter Paul von Lettow-Vorbeck bei der Schutztruppe, trieb sich später in aller Herren Länder herum und wurde in Berlin seßhaft.

Dort gab er zuletzt im Auftrage der Kolonialabteilung eines Reichsministeriums an der Universität Unterricht in Kisuaheli, der Handels- und Verkehrssprache in Ostafrika. Verschiedentlich spielte er auch für die „Ufa“, zuletzt im Karl-Peters-Film mit Hans Albers. Eine Münchener BDM.-Maid führte ihn in Versuchung, der sein heißes Herz nicht gewachsen war. Wegen Rassenschande landete er über den „Alex“ in Sachsenhausen.

Seine Frau, eine Sudetendeutsche, die ihm drei Kinder gebar, hat sich von ihm scheiden lassen. Die Gestapo stecke dahinter, vermutet Mohammed. Er ist trotz allem Lebenskünstler geblieben.

Vom Dritten Reich und seiner Strafvollzugspraxis ist er verständlicherweise wenig erfreut. Er meint, es sei in Sachsenhausen noch schlechter als bei den noch ganz wilden Stämmen Aethiopiens, deren Leben und Treiben er aus eigener Anschauung kennt.

Dort habe er zumindest bei Abbüßung einer Freiheitsstrafe ausreichende Nahrung in Form von Schumbra, eine Erbsenart, empfangen. Auch habe beispielsweise ein zum Tode Verurteilter bessere Chancen als bei uns im Lager.

Die Todesstrafe werde durch Erhängen vollzogen. Reiß während der Hinrichtung der Strick und gelinge es dem Missetäter, trotz Verfolgung das Bethaus zu erreichen, so sei er durch den Willen des höchsten

Geistergottes vom Tode freigesprochen und werde auf freien Fuß gesetzt. Es käme häufiger vor, daß die Henker sich bestechen ließen und den Strang soweit einbissen, daß dieser nicht mehr tragfähig wäre.

An deutsche Konzentrationslagermethoden erinnere die Strafpraxis gegen Scheelsüchtige und Hyänenmenschen. Unter die erste Kategorie fielen Menschen, die andere durch den „bösen Blick“ an Leben und Gesundheit schädigen. Hyänenmenschen seien solche, die von Aas, Leichen und Kot leben. Die Wilden behaupten von ihnen, sie verwandelten sich nachts in Hyänen, schleppten Menschen aus den Hütten, bissen ihnen die Kehlen durch und verzehrten sie in der Wildnis.

In Wirklichkeit handelte es sich wohl um von einer besonderen Art Tropenwahnsinn Befallene. Diese aus der Stammesgemeinschaft Ausgestoßenen würden an einem Baum aufgehängt oder auch in der Wildnis ausgesetzt.

Dies geschehe in einer Art Balkenkasten, der nur den Kopf des Todgeweihten herausragen lasse. Er müsse so verhungern und verdursten, sei der grausamen Folter durch die schwarzen Ameisen ausgesetzt, die zum Wahnsinn treiben können und die Raubvögel fräßen ihm den Kopf ab.

Stammesverräter würden auf einen runden Felsblock gebunden und einen Abhang hinuntergerollt. Das gelte jedoch nur für die Männer. Frauen würden einen Tag lang in der Wildnis angepflockt. Seien sie nach vierundzwanzig Stunden noch nicht von wilden Tieren zerrissen, so seien auch sie frei durch Götterspruch.

Kleinere Ve
ahndet. Der
Schläge mit
durch Schlä
Sklaven, da
seien.

Außer Moha
Charly stam
lisch, flämis
weitgereiste
halten zusam
mentiert je
führer mit c
Menschen."

WIEDER EI
Nach dem
abendappel
unter den
Tagen weg
lung die
Lagerkomm
Um die sec
Alle Vierte
ruhig und
aus Qual
zerfallen, c
Der fünfte
einem Hei

Kleinere Vergehen würden zumeist mit Prügel geahndet. Der Missetäter erhalte dabei bis zu zwanzig Schläge mit einer Peitsche aus Flußpferdehaut. Folter durch Schläge bis zum Geständnis gebe es nur für Sklaven, da diese angeblich schlecht und lügenhaft seien.

Außer Mohammed sind noch zwei Schwarze im Lager. Charly stammt aus dem Kongo, spricht flüssig englisch, flämisch und deutsch, und Robert, ein kluger, weitgereister Steward aus den Vereinigten Staaten. Sie halten zusammen durch dick und dünn. Charly kommentiert jede Roheit und Brutalität unserer Blockführer mit dem Satz: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen.“

25. Juli 1942

WIEDER EINMAL HINRICHTUNGSTAG!

Nach dem etwas vorzeitiger angesetzten Samstagabendappell werden fünf russische Kriegsgefangene unter den Galgen geführt. Sie haben vor einigen Tagen wegen schlechten Essens und brutaler Behandlung die Arbeit verweigert. „Meuterei“ nennt der Lagerkommandant das und will ein Exempel statuieren. Um die sechste Abendstunde wird der erste gehängt. Alle Viertelstunde der nächste. Die ersten vier gehen ruhig und wortlos in den Tod, der für sie Erlösung aus Qual und Hunger bedeutet. Sie sind doch müde, zerfallen, ausgebrannt, wurzellos und ohne Hoffnung. Der fünfte beschimpft seine Henker und stirbt mit einem Heilruf auf Stalin und die Rote Armee.

Die öffentlichen Exekutionen sind nichts Außergewöhnliches mehr. Seit Pfingsten war dies schon das viertemal.

Jüngst waren zwei Polen die Opfer. Beide vom Arbeitskommando „Deutsche Ausrüstungswerke“. Ein Krimineller hatte sie denunziert. Er wollte gehört haben, wie sich beide über Sabotagepläne besprachen. Die Mehrzahl der Kriminellen und Asozialen — sie sind kennbar an kleinen grünen oder schwarzen Dreiecken, die sie neben ihrer Nummer auf der Häftlingskleidung tragen — sind gefährliche Typen. Mit der SS stehen sie vielfach auf gutem Fuß, „organisieren“ für sie, bespitzeln politische Häftlinge. Für ihre Judasdienste erhalten sie ihren Lohn in Form von Zigaretten und anderen Kleinigkeiten.

Viel Reibung und Zwietracht im Lager geht auf ihr Konto. Solidaritätsgefühl ist ihnen fremd. Ob eine politische Denunziation in Mord ausmündet, rührt sie nicht sonderlich. Es erlöschen ja nicht Menschen, nur Nummern! Wer begreift hier die Menschen noch organisch? Wer wägt Wesensverluste?

8. August 1942

MEINE BEIDEN HOLLÄNDISCHEN geistlichen Freunde, Rektor van Lierop und Lambert Rooyackers, sind auf Transport nach dem Konzentrationslager Dachau bei München gestellt.

Ob ich sie je wiedersehe? Dort sind Theologen aus nahezu allen europäischen Ländern zusammengebracht. Aus Dachau nach Sachsenhausen überstellte Facharbeiter berichteten jüngst, daß sich dort allein weit

über zweitause
Sterblichkeit s
Es wird beka
Häftlinge sow
Dänen, Holländ
dürfen. Alle a
wischer Abku
kurzgeschoren
Glauben unse
Gunst zu erw
Im Verlauf de
gänge erhebli
drei- oder v
Ostvölker ste
Ukrainer, Pol
wenen. Wer z

JEDER TAG
manischen o
wöchentlich e
längs des Sc
schneiden.

So lautet ei
Suhren. Nach
streifen „Su
boten aus. Al
Ich weiß no
genierten, we
mußten. Es
in der Stra

über zweitausend polnische Geistliche befänden. Die Sterblichkeit soll sehr groß sein.

Es wird bekanntgemacht, daß alle reichsdeutschen Häftlinge sowie die „Beute-Germanen“, Norweger, Dänen, Holländer, Flamen, ihre Haare wachsen lassen dürfen. Alle anderen Häftlinge romanischer und slawischer Abkunft werden weiterhin alle acht Tage kurzgeschoren.

Glauben unsere Schinder, uns damit eine besondere Gunst zu erweisen?

Im Verlauf der letzten Wochen ist die Zahl der Zugänge erheblich gestiegen. Statt einmal kommen jetzt drei- oder viermal wöchentlich Transporte. Die Ostvölker stellen das stärkste Kontingent. Russen, Ukrainer, Polen, Esten, Letten, Litauer, Serben, Slowenen. Wer zählt die Völker, nennt die Namen?

15. August 1942

JEDER TAG HAT seine Plage. Alle Häftlinge „germanischen oder artverwandten Blutes“ haben allwöchentlich einen Streifen von zwei Zentimeter Breite längs des Schädels aus ihrem Kopfhaar herauszuschneiden.

So lautet eine neue Anordnung des Lagerführers Suhren. Nach ihm wird der kahlgeschorene Schädelstreifen „Suhren-Allee“ genannt. Wir sehen verboten aus. Aber wen kann das schon erschüttern?

Ich weiß noch, wie wir uns als Zugänge anfangs genierten, wenn wir die Gemeinschaftslatrine benutzen mußten. Es sitzen immer sieben nebeneinander wie in der Straßenbahn. Sie sind mit einem Blick zu

übersehen. Der Häftling soll eben ständig unter Aufsicht sein.

Wir haben inzwischen mehr gelernt, als solche kleinen Äußerlichkeiten zu überwinden. Uns ist mit der Zeit ganz anderes geläufig geworden.

Das Leben hier an der Grenze des Todes macht uns alle mehr oder minder primitiv. Blieben wir differenzierter, wir wären längst irrsinnig oder eingegangen. Alle größeren Daseinsäußerungen und komplizierteren Seelenregungen haben wir uns abgewöhnt.

Das Leben ist nur ständig auf der Lauer gegen die Bedrohung des Todes. Wir sind um Stufen gesunken, zu denkenden Tieren geworden, ausgerüstet mit den Waffen des Instinktes. Unsere inneren Kräfte sind nicht auf Weiter-, sondern auf Zurückentwicklung angespannt. Unsere Stumpfheit ist unsere Waffe, damit wir nicht zerbrechen an dem Grauen, das uns bei klarem Denken überfallen würde.

Wir leben ein geschlossenes, hartes Dasein äußerster Oberfläche, und nur manchmal schlägt ein Ereignis Funken. Dann aber bricht überraschend eine gewaltige Flamme furchtbarer Sehnsucht durch.

21. September 1942

DER SOMMER HAT viele Opfer gefordert. Von 4.15 Uhr früh bis halb zehn Uhr abends sind wir auf den Beinen. Das sind rund siebzehn Stunden. Davon sind volle dreizehn Arbeitszeit. Vier bleiben für Appellstehen, Essen und Freizeit.

Die paar hundert Kalorien täglich reichen nicht hin, um diese Strapazen mit Aussicht auf Lebenserhaltung

längere Jahre
wäre. Das Ung
hereinbrechen
Draußen zieht e
Die Bäume we
Beeren der Ebe
Wir sehen nic
wochen komme
Erde, graues St
Otto H. ist tot.
viel von Land
Pferden. Seit e
und abwesend
Zählappell fiel
Schlafsaal. Er
Vorgestern be
gehörte zur C
deutet Sonder
wegen irgendv
macht Entlasse
bringung im
Dachau, Maut
Karl war vor se
hatte den Pole
absolviert. Hu
mürrt. In Bloc
auf, als er ger
Lebensmitteln
Rasiermesser
am Hals bei. S
brach dort zus
Pathologie des
8 Ballhorn / Die K

längere Jahre zu durchstehen. Wenn das noch alles wäre. Das Ungewisse, Bestürzende, das über uns hereinbrechen kann, macht so müde.

Draußen zieht ein herbstliches Ahnen durch die Natur. Die Bäume werden leuchtend bunt und golden. Die Beeren der Ebereschen stehen rot im Laub.

Wir sehen nichts davon. Bald werden die Regenwochen kommen. Grauer Himmel, graue, zerfließende Erde, graues Sterben.

Otto H. ist tot. Er stammte vom Lande, erzählte immer viel von Landwirtschaft, von seinen Kühen und Pferden. Seit einigen Tagen war er auffallend still und abwesend und tat ein wenig sonderbar. Beim Zählappell fiel sein Fehlen auf. Man fand ihn im Schlafsaal. Er hing an seinem Leibriemen.

Vorgestern beim Mittagsappell fehlte Karl W. Er gehörte zur Gruppe „SAW.-Häftlinge“. SAW. bedeutet Sonderabteilung Wehrmacht. Sie umfaßt die wegen irgendwelcher Verfehlungen von der Wehrmacht Entlassenen. Die Gestapo sorgt für ihre Unterbringung im „Erziehungslager“ à la Buchenwald, Dachau, Mauthausen, Flossenbürg, Sachsenhausen. Karl war vor seiner Entlassung Oberleutnant gewesen, hatte den Polen- und Westfeldzug mit Auszeichnung absolviert. Hunger und Heimweh haben ihn zermürbt. In Block 17 stöberte ihn ein Suchkommando auf, als er gerade den Spind des Blockältesten nach Lebensmitteln durchwühlte. Er griff nach einem Rasiermesser und brachte sich tiefe Schnittwunden am Hals bei. Stark blutend wurde er ans Tor gestellt, brach dort zusammen und wurde als Leiche in die Pathologie des Krankenbaues getragen.

20. Oktober 1942

ICH HABE DIE Krätze, eine Qual, die ich früher kaum dem Namen nach kannte. Wo ich gehe und stehe überkommt mich ein unüberstehlicher Juckreiz. Es ist eines der vielen Leiden, die uns das Leben sauer machen. Abends unter der rauhen Wolldecke — Bezüge gibt's nicht — ist es am schlimmsten. Die saubersten Leute kommen nicht daran vorbei.

Kein Wunder, wenn man die Lumpen ansieht, die wir tragen, in denen schon unsere toten Leidensgenossen „geschleift“ wurden.

Die Juden werden wieder einmal „hochgenommen“. Hin und her werden sie über den Appellplatz gejagt. Ein Teil des Platzes wird gerade repariert. Harte, scharfkantige Schlacken, von denen einige so groß wie Kinderköpfe sind, liegen dort. Soweit jagt man sie. „Hinlegen“, „Rollen“, „Auf, marsch, marsch“, geht es über die knirschenden Schlacken. Steine quetschen sich durch die zerrissenen Schuhe, schmerzen und stechen. Die halbe Judenschaft humpelt. Einer hat sich beim Aufprall das Gesicht stark aufgeschrammt. Ein breiter, rotblauer Striemen läuft über die Wange, mit Staub und Dreck bedeckt. Es muß sehr schmerzen, denn er wischt sich einige Male im Laufen mit dem Rockärmel darüber hin.

Wohl zum zwanzigsten, dreißigsten Male müssen sich die Gehetzten auf die spitzen Schlacken werfen. Ihre Hände bluten, die Schienbeine sind zerschrammt. Ihre Lumpen reißen auf. Schweiß frißt sich in die Wunden. Die Schinder lachen und höhnen dazu.

Dieses sadistische
und willensbera
vor Wut.

Später werden
dünnem, gestrei
eingekleidet.

In dunkler Aber
aus. Sie werden
Steinbruch vers
Todesurteil.

VOM ARBEITS
ich zum „Krank
Ein Pfleger von
zweiten Oktobe
unfähigen und
600 Mann, auf
Weg allen Fleis
Er nennt mehre
Darunter den ei
dessen Vergehe
Gefangenen die
Weltkriegsteilne
Söhne waren 19
Herbst 1941 üb
vermißt.

Beim ersten Ga
ich zugeteilt bir
auf, deren Bev
schon die letzte

Dieses sadistische Weiden an der Qual schwacher und willensberaubter Menschen macht einen blind vor Wut.

Später werden sie zur Entlausung gejagt, dort mit dünnem, gestreiftem Drillichzeug und Holzschuhen eingekleidet.

In dunkler Abendstunde führt man sie zum Tor hinaus. Sie werden nach Mauthausen bei Linz in den Steinbruch verschickt. Das ist gleichbedeutend mit Todesurteil.

27. Oktober 1942

VOM ARBEITSKOMMANDO „ENTLAUSUNG“ bin ich zum „Krankenbau“ hinübergewechselt.

Ein Pfleger von der Ambulanz berichtet, daß in der zweiten Oktoberwoche drei Transporte mit arbeitsunfähigen und invaliden Häftlingen, insgesamt etwa 600 Mann, auf die übliche Sachsenhausener Art den Weg allen Fleisches gegangen seien.

Er nennt mehrere Namen, die mir gut bekannt sind. Darunter den eines mecklenburgischen Gutsbesitzers, dessen Vergehen darin bestand, daß er polnischen Gefangenen die Hand gereicht hatte. Er selbst war Weltkriegsteilnehmer, stand im Majorsrang. Drei Söhne waren 1939 ins Feld gerückt, davon einer im Herbst 1941 über England abgestürzt. Ein anderer vermißt.

Beim ersten Gang durch die Krankenabteilung, der ich zugeteilt bin, fallen mir immer wieder Gestalten auf, deren Bewegungen so träge sind, als ob es schon die letzten wären.

Ihre Gesichter sind eigenartig geschwollen. Aus der Entfernung erscheinen ihre Backen platzend fett, ihre Hände bei flüchtigem Hinschauen als wären es die Hände Wohlbeleibter.

Es sind Symptome des Verhungerns. Der Hunger wählt sich diese fast zynische Form, um sein Opfer zu zeichnen. Zu helfen ist da kaum noch, eiweißhaltige Nahrung fehlt.

Die qualitativ und quantitativ unzureichende Nahrung läßt jene der Ärmsten, die keinerlei Möglichkeit haben, sich zusätzliche Kost aus den Vorräten der Kommandantur zu „organisieren“, nach wenigen Monaten so weit herunterkommen, daß sie nur mehr vegetieren wie sterbende Pflanzen in abgestandenem Wasser. Sie leben hungernd und verhungern bei lebendigem Leibe.

In den Krankenbau werden die Hungerleider erst dann aufgenommen, wenn sie vor Körperschwäche hilf- und kraftlos geworden sind. Die offizielle Tagesration genügt, um noch Atmung und Pulsschlag, Wachen, Schlafen und Hindämmern zu fristen und das Sterben hinauszuzögern. Nach einiger Zeit werden sie fahl, hohläugig und energielos.

Das nächste Stadium ist Apathie. Diese Opfer klagen nicht. Der in den Eingeweiden und im Schlund brennende Hunger wird, wenn er erst seine furchtbare und unbeschreibliche Exzitationszeit überwunden hat, nicht annähernd mehr in vollem Maße gespürt. Das blutleere Zentralnervensystem wird reaktionsunfähig und erspart dadurch den wochenlang Hinsterbenden und tagelang in der Agonie Liegenden das Gefühl ihres Leidens und das Bewußtsein ihres Zustandes.

Es ist, als zer
Gewalt in en
Schwelle.

Es ist schwer
jener gerade

Leichen sehe

in Gräbern ge

Entsetzliche E

und V, die bi

die Betten re

Kranken bele

Es kommt hä

Lebender unt

Lebende ver

Empfang zu

Matratze, oh

Boden.

Sie liegen od

pen, wie sie

auf dem Bod

ihre Glieder

Ein leichenbl

brochenen M

seinen Platz i

in den Wasc

Die Luft in

dickem, faul

Sie legt sich

und Augen c

Die weniger

notgedrunge

noch nicht v

Es ist, als zerre sie der Tod mit langsam wachsender Gewalt in endlos scheinendem Spiel über die letzte Schwelle.

Es ist schwer zu unterscheiden, ob dieser noch lebt, jener gerade stirbt oder schon tot ist. Die frischen Leichen sehen aus, als hätten sie schon jahrelang in Gräbern gelegen.

Entsetzliche Bilder des Elends bieten die Reviere III und V, die bis an den Dachrand überfüllt sind. Soweit die Betten reichen, sind sie mit mindestens zwei Kranken belegt.

Es kommt häufig vor, daß ein Toter und ein noch Lebender unter ein und derselben Decke liegen. Der Lebende versucht noch, für den Toten Essen in Empfang zu nehmen. Viele liegen ohne Bett, ohne Matratze, ohne Strohsack, sogar ohne Decke auf dem Boden.

Sie liegen oder hocken da in ihren schmutzigen Lumpen, wie sie hereingeschleppt worden sind. Selbst auf dem Boden der Baracke ist so wenig Raum, daß ihre Glieder stellenweise übereinander liegen.

Ein leichenblasser junger Franzose wälzt sich im erbrochenen Mageninhalt eines Kranken, der vorher seinen Platz innegehabt hat und inzwischen als Leiche in den Waschraum geschafft wurde.

Die Luft in diesen Bretterbuden ist fürchterlich, von dickem, fauligem, wahrhaft pestilenzartigem Geruch. Sie legt sich wie Flügel des Todes auf die Lungen und Augen derer, die hier zu atmen gezwungen sind. Die wenigen Pfleger müssen ihre helfende Tätigkeit notgedrungen beschränken auf Injektionen, die den noch nicht vom Tode Gezeichneten beigebracht wer-

den. Angesichts all des Jammers sind die Helfer manchmal selbst am Rande ihrer leiblichen und seelischen Kräfte.

Klagen, Stöhnen, Wimmern und Winseln kriecht aus allen Ecken. Mit Schmerzen ohne Namen führt der Tod sich ein. Starre Augen lassen die eintretende Agonie und das bevorstehende Verlöschen eines armseiligen Menschen erkennen, krampfhaft verzerrte Muskeln die maßlosen Schmerzen anderer.

Die fahlen, oft dunkel gefleckten Gesichter mit den geöffneten, zuckenden zyanotischen Lippen vermögen oft den lauten Ausdruck der Klage nicht mehr zu finden.

Ein Sterbender klammert sich wie ein Ertrinkender an der Drelljacke eines Pflegers fest. Der kann sich kaum von den umklammernden Händen befreien und kommt fast zu Fall.

Fortwährend werden neue Zugänge hereingetragen und die Toten hinausgeschleift. Ein leerer Platz, ein Ruck — und eine neue Jammergestalt sackt dort nieder. Die Toten werden in Waschraum und Abtritt zusammengetragen und wegen Platzmangel aufeinandergeschichtet. Manchmal liegen sie mehr als vierundzwanzig Stunden, ehe der Leichenfahrer Zeit findet, sie in den Leichenkeller abzuschleppen. Dann sind die untersten Schichten oft schon leicht in Verwesung übergegangen, während in der oberen zuweilen noch Spuren des eben erst entflohenen Lebens vorhanden sind. Der Gestank in diesem Raum ist geradezu höllisch.

Unvorstellbares Elend ist hier brutale Wirklichkeit, und nur mit erschüttertem oder völlig verstörtem

Sinn vermag
Ach, zuweilen
des Grauens f
ist mir, als n
genossen, daß
diese schreck
beschreiben sc
„Vergiß dies
giß nicht, wie
wie wir weint
litten und wie
Wo wären wi
letzte wärmer
Wir alle sind
Ob wir in die
um Stärke un
crucis aus sc
lung, aus Rac
keit lästernd
Wer sein Kre
Gott selber hi
Last drücken
leer, ausgebr
und inneres
und verzweif
und Gletsche
In den Stund
gung, den St
nichtung, ist
nung. Trostli
nähe zu sein
Dem Pfleger

Sinn vermag der fühlende Mensch hier zu schauen. Ach, zuweilen bin ich so müde, daß ich diese Blätter des Grauens für immer schließen möchte. Aber dann ist mir, als mahnten mich meine toten Schicksalsgenossen, daß ich nicht müde sein darf, daß ich weiter diese schrecklichen Leidenstage und Sterbestunden beschreiben soll — und daß ich nichts vergessen darf. „Vergiß dies nicht und das nicht“, mahnen sie, „vergiß nicht, wie wir hungerten, wie wir gequält wurden, wie wir weinten und selten einmal lachten, wie wir litten und wie wir starben.“

Wo wären wir, wenn wir das Gebet nicht hätten, das letzte wärmende Feuer in dieser eisigen Todeswüste? Wir alle sind Kreuzträger, ob wir beten oder fluchen. Ob wir in die Knie brechen und wild und verzweifelt um Stärke und Gottvertrauen bitten, oder die religio crucis aus schrankenloser Schwäche, aus Verzweiflung, aus Rachedurst, Ohnmacht und Niederträchtigkeit lästernd verdammen.

Wer sein Kreuz im Geiste Christi trägt, hat es leichter. Gott selber hilft ihm dabei. Den Gottfremden wird die Last drückender, fast unerträglich. Sie sind schneller leer, ausgebrannt, empfindungslos und entseelt. Gebet und inneres Versenken lösen lähmenden Schrecken und verzweifeltés Entsetzen, schmelzen kantige Härte und Gletscherkälte, lassen die Seele freier atmen.

In den Stunden grausiger Qual und tiefster Erniedrigung, den Stunden im Schatten des Todes und der Vernichtung, ist das Gebet letzter Halt und einzige Hoffnung. Trostlich ist das Wissen, in höchster Not Gott nahe zu sein und von Seinem Atem gerührt zu werden. Dem Pfleger der Infektionsabteilung, Fritz K., wur-

den unlängst sieben junge Russen in seine Abteilung gebracht. Ihre Körper wiesen verdächtige Hautflecken auf. Die Weil-Felix'sche Blutreaktion bestätigte den Flecktyphusverdacht. Das war ihr Todesurteil. Um die vorgeschriebene Quarantäne zu umgehen, wurden die Russen zum Industriebhof transportiert und liquidiert.

14. November 1942

DIE RUHR KRIECHT wieder durch das Lager. Kaum jeder zweite bleibt von ihr verschont. Gekrümmt schleichen die Jammergestalten zum Revier, stöhnend liegen sie auf den verschmutzten Strohsäcken. Ein Arzt läßt sich nicht sehen. Medikamente gibt es wenig. Opium ist sehr knapp. Bolus alba und Carbo sind nur schwache Linderungsmittel gegen diese furchtbare Seuche. Je zwei Kranke liegen in einem Bett. Der Strohsack stinkt nach menschlichen Exkrementen. Die Latrine ist überlaufen. Es liegen dort auch Leichen. Der Leichenfahrer kann sie so schnell nicht wegschaffen. Der Tod arbeitet schneller.

Die Schweine für die Kommandantur, die im Lager gemästet werden, leben besser als unsere Kranken. Sie bekommen sogar Kondensmilch, werden gut gefüttert, haben sauberes Stroh. Unsere Kranken liegen im eigenen Kot.

Wir sind ja auch nur Menschen material, Arbeitsklaven, Nummern. Die ganze Nichtachtung wertvollen Menschentums, der volle berechnende Sadismus einer Minderheit gegenüber der Köstlichkeit von Fleisch und Blut, Kraft und Nerven liegt darin . . . Material!

Josef R. wird
Sauerlandes.
wissen laut
Konzentration
will. Durch
seine fieberwi
ersterbend. M
anfällen.

Ich wische ihr
Stirn, gieße il
spitz hervorst
Brust. Es sind
schlägt das H
und röchelnd
das davonlau

Er schlägt die
Augen in tief
mit übermen
höre, wie es
scheidungen.
zur Unkenntli
kaum atmen

Josef ist wie
halb offen, di
meinen. Er
das Gesicht,
einem zahnlo

Ich sitze und
entstellte Ge
ist ganz ruhi
verkrüppelte

Josef R. wird eingeliefert. Ein prächtiger Sohn des Sauerlandes. Eine aus bedrängtem katholischen Gewissen laut geäußerte Bemerkung brachte ihn ins Konzentrationslager. Er liegt wie einer, der sterben will. Durch die dicke, entsetzliche Luft schneiden seine fieberwirren Worte . . . abgehackt, aufflackernd, ersterbend. Manchmal lacht er wirr zwischen Husten- anfällen.

Ich wische ihm den perlenden Schweiß von der grauen Stirn, gieße ihm etwas denaturierten Alkohol auf die spitz hervorstehende, gelbschimmernde, schweißnasse Brust. Es sind nur noch Haut und Knochen. Rasend schlägt das Herz in der armen Hühnerbrust. Pfeifend und röchelnd geht der schnelle Atem, als wolle er das davonlaufende Leben wieder einholen.

Er schlägt die Augen auf, weite, brennende, entzündete Augen in tiefen, aschfarbenen Höhlen. Er richtet sich mit übermenschlicher Anstrengung etwas auf. Ich höre, wie es unter ihm quietscht. Das sind die Ausscheidungen. Sein Gesicht verzerrt sich im Schmerz zur Unkenntlichkeit. Der furchtbare Gestank läßt mich kaum atmen . . .

Josef ist wieder zurückgesunken. Seine Augen stehen halb offen, die Hände liegen trocken und heiß in den meinen. Er ist wieder bewußtlos. Langsam zerfällt das Gesicht, der Unterkiefer weicht zurück, wie bei einem zahnlosen Greis.

Ich sitze und schaue mit versinkenden Sinnen in das entstellte Gesicht meines sterbenden Kameraden. Er ist ganz ruhig, rasselnd entweicht das Leben aus der verkrüppelten Brust.

Noch einmal reißt er die Augen auf, aber sie sind schon starr und fern. Die Hand preßt sich im letzten Krampf um die meine . . . ein letzter pfeifender Ton zittert gegen die Decke . . . dann erschlaft die Hand und sinkt ab.

So sterben sie hier täglich — — — Dutzende.

27. November 1942

ES GIBT EINE „unterirdische Kirche“ im Lager. Wir haben Gläubige und Priester und bilden eine feste Gemeinschaft. So verdursten unsere Seelen nicht.

Immer wieder, wenn der Lärm kreischender Maschinen in den Werkstätten und Rüstungsbetrieben Sachsenhausens, die Fron und Qual langer Tage, Mißhandlung und Schmerzen des Leibes die Seele zu über-täuben und ersticken versuchen, tragen unsere Priester von den Bächen der Ewigkeit Schalen in die irdischen Nöte.

Sie sprechen flüsternd mit jenen, denen jedes Licht zu verlöschen droht, deren Augen wach sind vor Tränen und Kummer. In tausend Gestalten geht die Unbegriffenheit, die Not menschlichen Lebens durch die grauenhafte Öde unserer Mauern und Baracken. Gott scheint aus dem Gesicht dieser Sandwüste aus-radiert.

Hier, wo die Menschheit aus tausend Wunden blutet, brauchen wir Priester mit Sankt-Sebastians-Zügen. Menschen, die dann ein Wort sprechen, wenn alle Worte dieser Welt nutzlos sind, die einen Brunnen öffnen, wenn alle Ströme versiegen, die den Augen Glanz geben, wenn alle Sterne erlöschen.

Ihre Zahl is
Priester sitzt
Ein belgische
ner, drei fra
Lazarist sin
ist dem uns
billiger Spru
wo alle Phra
ist glaubhaf
durch eigen
Offene relig
liche Äußer
boten und u
heimlichen S
tanter Athei
rung, Backpf
Die Beichte
stitution zu
und entstell
Das hält uns
ruf Christi
Seines Schm
Regelmäßig
Sakramente
Kraft, die M
den harten,
lockern.
Zwei Konv
erste Tauffe
an einem S
siebenundz
dem der fe

Ihre Zahl ist klein. Die Masse der eingekerkerten Priester sitzt im Konzentrationslager Dachau.

Ein belgischer Jesuit, ein niederländischer Benediktiner, drei französische Weltgeistliche, ein polnischer Lazarist sind unser Seelsorgeklerus. Ihr Schicksal ist dem unseren gleich. Ihr Trostwort ist hier nicht billiger Spruch, hier, wo alles vor dem Nichts steht, wo alle Phrasen leeres Geklingel sind. Was sie sagen, ist glaubhaft. Glaubhaft durch eigene Überzeugung, durch eigenes Opfer, durch vorbildliches Leben.

Offene religiöse Propaganda ist nicht möglich. Jegliche Äußerung des Glaubenslebens ist streng verboten und unter Strafe gestellt. Vorsicht ist bei der heimlichen Seelsorge Gebot. Das Herumspitzeln militanter Atheisten hat schon Schikanen, Gotteslästerung, Backpfeifen und Straftransport zur Folge gehabt. Die Beichte ist manchem Spitzel lediglich eine Institution zur Entlockung von Worten, die verdreht und entstellt hinterbracht werden.

Das hält unsere Diener Gottes nicht ab, dem Apostelruf Christi zu folgen, hier, wo sie ganz im Atem Seines Schmerzes stehen.

Regelmäßig geht die Gemeinde der Getreuen zu den Sakramenten, findet in der heiligen Eucharistie die Kraft, die Misere der schweren Tage zu überwinden, den harten, verkrusteten Boden der Seele aufzulockern.

Zwei Konversionen habe ich im Lager erlebt. Die erste Tauffeier fand im Waschraum der Baracke 51 an einem Sonntagnachmittag statt. Täufling war ein siebenundzwanzigjähriger Holländer aus Maasluis, dem der feierliche Akt Befreiung aus dem Tumult

neuheidnischer Ideen bedeutete. Die zweite Taufe wurde im Krankenhause einem Sterbenden gespendet. Ein ergreifendes Erlebnis.

Unauslöschlich eingeprägt hat sich meinem Gedächtnis die Reue der Wegzehrung und der Todeskampf eines unserer Getreuen. Es war in der Fleckfieberperiode. Karl F. bekam plötzlich einen Schüttelfrost. Im notdürftig geheizten Tagesraum der Baracke überfiel ihn plötzlich ein bis in die Knochen dringender Kälteschauer, so daß seine Zähne zu klappern und seine Kniescheiben zu zittern begannen.

Im Krankenhause begann er mit allen Kräften, die ihm innewohnten, sich gegen die Krankheit zu wehren. Er biß die Zähne zusammen, ballte die Fäuste, daß ihm die Nägel tief ins Fleisch drangen, und sträubte sich mit allen Fasern seines Willens gegen die Ermattung und das Zerstörungswerk des Fiebers an Geist und Bewußtsein. Steil stieg jedoch die Fieberkurve an. Schließlich überzog ihn die Hitze des Fiebers wie eine tödlichheiße Glasur, und unter dem feuchtglühenden, von einer rot fleckigen Haut überzogenen Fleisch hämmerte ein rasend arbeitendes Herz.

In der Nacht erbrach er des öfteren und das Fieber heizte nun diesen leeren, kraftlosen Hungerleib mit dämonischer Gewalt. Schrittweise benebelte das Gift der Krankheit seinen Geist, seine Vernunft, sein Ichbewußtsein. Er war nur mehr ein Spielball in den Fängen der Krankheit.

Das Delirium begann. In wachen Augenblicken murmelten seine Lippen Gebete und Sprüche. Noch einmal hörten wir den „Aufschrei zu Gott“, den er uns in stillen Sonntagsstunden gelehrt hat:

Nicht den
Greife Str
Gib, daß
Heilandsg
Nicht den
Jeden Ar
Kaltes so
Fülle, ach
Fülle, ach
Überström
Ausgesto
Und die
Heimlich sch
zwischen di
über die gra
ges Leder s
kiefer spann
Stunden und
nasser Stirn
dem Atem.
Dann aber
die Gemein
phans, und
in die Reihe
Unsere Prie
Spott und N
keine Gele
Gotteshaß a
„Volksbetru
Anreden.
An Sonn-
„hochgenor

Nicht den Tod! Gott! Zünde neue Farben!
Greife Ströme Lichts aus dieser Nacht!
Gib, daß alle, die in sich verdarben,
Heilandsgnad' zu Deinen Kindern macht!
Nicht den Tod! Umhülle mit Erbarmen
Jeden Arm, der seinen Bruder schlug.
Kaltes soll an Deiner Glut erwarmen.
Fülle, ach, mit Güte jeden Krug!
Fülle, ach, mit Güte jeden Scherben!
Überströme heiß und ohne Maß.
Ausgestoßen irren Deine Erben,
Und die Welt erstickt in ihrem Haß.

Heimlich schob ihm der Jesuit den Leib des Herrn
zwischen die Lippen. Ein Strahl tiefen Glückes lief
über die graue Blässe seiner Wangen, die wie brüchi-
ges Leder sich von den Backenknochen zum Unter-
kiefer spannten.

Stunden und Stunden kämpfte er mit dem Tode, mit
nasser Stirne, gesprungenen Lippen, stoßweise wehen-
dem Atem.

Dann aber verklärte sich sein Blick und er schaute
die Gemeinschaft der Heiligen, die ecclesia trium-
phans, und er fühlte sich eingehen in das Reich Gottes,
in die Reihen der Seligen.

Unsere Priester müssen viel Ungemach, Verhöhnung,
Spott und Mißhandlung ertragen. Ihr Blockführer läßt
keine Gelegenheit ungenutzt, seinen satanischen
Gotteshäß an ihnen zu entzünden. „Schweinepriester“,
„Volksbetrüger“, „Dreckpfaffen“ sind die üblichen
Anreden.

An Sonn- und Feiertagen werden sie besonders
„hochgenommen“. Die Spinde werden schärfstens

kontrolliert. Ebenso die Betten. Pater Albert Maring S. J. hat einmal zwölfmal seinen Strohsack bauen müssen. Immer wieder entdeckte der Schinder einen Fehler und riß den Aufbau ein. Pater Benninghaus S. J. wurde gezwungen, die Spinde mit einer abgenutzten Zahnbürste abzuschrubben und auf Hochglanz zu „wienern“. Ein polnischer Ordensmann mußte wochenlang strafweise die Toiletten säubern.

Bei geringfügigsten Anlässen wird „Strafport“ verhängt. Dabei jagt der Blockführer seine „schwarzen Lieblinge“ — wie er sie höhnend anredet — über Tische und Bänke, auf die Spinde, über die Betten bis in die Barackenbalken.

Im Reitsitz auf den Balken hockend, befiehlt er den Keuchenden, Kirchenlieder zu singen: „Seid nun fröhlich, jubilieret . . .“, „Gott in der Höh' sei Preis und Ehr“ und „Nun erhebe dich, meine Seele“.

Klettern sie nicht schnell genug herab, so prügelt der Schinder mit einem stets im Schlafsaal bereitstehenden langen Stock auf sie ein. Dann folgen einige Dutzend Kniebeugen in schnellem Tempo.

Pater Benninghaus erhielt einmal einen gewaltigen Boxhieb, der ihn glatt umwarf. Er schlug mit dem Kopf hart auf den Boden. Acht Wochen lag er mit einer schweren Gehirnerschütterung im Krankenzimmer. Einen tschechischen Geistlichen haben die Schergen im Alkoholrausch angeschossen und den am Boden Blutenden gehöhnt: „Der Purpur deiner Wangen, der Lippen frisches Rot, all Schönheit ist vergangen . . .“ In aller sie umtobenden Gefahr, in allem sie umzüngelnden Haß beten unsere Priester mit dem Gekreuzigten: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

VIER MONAT

Mit Fleckfieber

verbrachte ich

Achtundvierzig

noch Haut und

schaffen. Mein

Morgen wird

Wir haben ke

keine knospen

Feste heilige

über uns selb

Nur der ist ei

und keine He

HEUTE EMPF

unvergeßliche

Regout S. J.

Im Juli 1941

führt worden.

1 9 4 3

*

24. April 1943

VIER MONATE LAG ich in der Infektionsabteilung. Mit Fleckfieber und Bauchtyphus. Einige Wochen verbrachte ich im Fieberwahn.

Achtundvierzig Kilo ist mein Körpergewicht. Nur noch Haut und Knochen. Ich werde es jedoch wieder schaffen. Mein Lebenswille ist ungebrochen.

Morgen wird Ostern sein. Ostern heißt Auferstehung. Wir haben keine Osterhasen und Ostereier, sehen keine knospenden Weidenkätzchen. Aber diese „aller Feste heilige Krone“ schenkt neue Hoffnung, hebt uns über uns selbst hinaus, taucht uns ins Unendliche. Nur der ist einsam und verbittert, der keinen Glauben und keine Hoffnung mehr in der Seele trägt.

28. April 1943

HEUTE EMPFING ICH Nachricht vom Ableben meines unvergeßlichen väterlichen Freundes Robert Willem Regout S. J.

Im Juli 1941 war er vom „Alex“ nach Dachau überführt worden. Schwere körperliche Arbeit und mangel-

hafte Kost hatten seinen durchaus gesunden und kräftigen Organismus untergraben.

Am 29. Dezember 1942, dem Festtage des heiligen Bischofs und Märtyrers Thomas von Canterbury, schied Robert Regout aus dieser Zeitlichkeit. Mannhaft wie der englische Erzbischof die Freiheit und Unabhängigkeit der römischen Kirche gegen den unversöhnlichen Haß Heinrichs II. verteidigte und für seine Ueberzeugungstreue 1170 in seiner Kathedrale den Martertod starb, hat dieser niederländische Jesuit aus Maastricht seine Glaubenstreue nach zweieinhalb-jähriger schwerer Haft mit dem Tode besiegelt.

Welche Hoffnungen barg der noch junge Gelehrte! Sechsendvierzig Jahre nur währte sein Erdendasein. Er war der Sproß einer alten, traditionsreichen limburgischen Patrizierfamilie — sein Vater und sein Onkel dienten ihrem Lande als Minister —. Als junger Jurastudent trat Robert Regout in den Jesuitenorden ein. Nach Abschluß seiner theologischen Studien und Empfang der Priesterweihe wurde er Dozent für Soziologie und Philosophie am Jesuitenkolleg zu Nymegen. 1934 schloß er seine juristischen Studien in Leiden mit einer in Fachkreisen stark beachteten Dissertation über das Problem des gerechten Krieges ab. Der Titel lautet: „La doctrine de la guerre juste de Saint Augustin à nos jours d'après les théologiens et les canonistes catholiques“.

1937 wurde er zum Seelsorger und Erzieher der Studentenschaft der Katholischen Kaiser-Karl-Universität zu Nymegen bestellt. September 1939 folgte seine Berufung zum außerordentlichen Professor auf den Lehrstuhl für Völkerrecht an der gleichen Hoch-

schule. Im Ju
ordnung des
Haft genom
Sein letzter A
veröffentlicht
schrift „Studie
wir, für jene
Guten. Möge
Schütteln wi
Selbstsucht v
Gewand von
rüstung Gott
vor uns.“
Welch herrli
Gottes wenige
Lieber Rober
uns im „Alex

DIE TAGE U
nährungslage
verstärkten A
empfangs au
sich manche
den Inhalt de
einige Zwielt
ein Ei oder
Gut haben es
dische Rote K
Kleidung, Sch
heringe, Troc
regelmäßig e

9 Bellhorn / Die

schule. Im Juni 1940 wurde Robert Regout auf Anordnung des Reichssicherheitshauptamtes Berlin in Haft genommen.

Sein letzter Aufsatz, geschrieben am 24. Mai 1940 und veröffentlicht in der niederländischen Jesuiten-Zeitschrift „Studien“, schließt mit den Worten: „Bedenken wir, für jene, die Ihn lieben, lenkt Gott alles zum Guten. Möge diese Prüfung uns läutern und stählen. Schütteln wir alle Kleinheit von Zwietracht und Selbstsucht wie ein zerrissenes und verschmutztes Gewand von uns ab und ziehen wir an die Waffenerüstung Gottes . . . den Schild des Glaubens stets vor uns.“

Welch herrliches Vorbild gab dieser Schildträger Gottes wenige Wochen später durch Tat und Haltung. Lieber Robert Regout, hab Dank für alles, was du uns im „Alex“ warst. Deine schöne Seele ruht in Gott.

11. Juni 1943

DIE TAGE UND Wochen laufen schnell. Unsere Ernährungslage hat sich gebessert. Seit Einführung des verstärkten Arbeitseinsatzes ist das Verbot des Paketempfangs aufgehoben. Unsere Angehörigen sparen sich manche Dinge vom Munde ab. Es ist rührend, den Inhalt der Päckchen zu mustern. Ein Kanten Brot, einige Zwiebeln, ein Kleckschen Butter, manchmal ein Ei oder eine Fischkonserve . . .

Gut haben es die Norweger und Dänen. Das Schwedische Rote Kreuz sorgt hervorragend für sie. Wäsche, Kleidung, Schuhzeug, Medikamente, Lebertran, Salzheringe, Trockenfisch und köstliche Konserven treffen regelmäßig ein.

Weniger begünstigt sind die Holländer, Belgier, Franzosen, Polen, Tschechen und Jugoslawen. Sie empfangen in Monatsabständen aus der Schweiz kleine Lebensmittelpakete. Die Deutschen sind ganz auf ihre Angehörigen angewiesen. Um die Russen bekümmert sich niemand. Sie stehen mittags und abends vor den Baracken der Nordländer und betteln um Brosamen vom Tisch der „Reichen“.

Die Paketgeschichte hat auch ihre Schattenseite. Neid und Mißgunst schießen in Blüte. Das „Du sollst nicht stehlen“ des Dekalogs wird überwuchert von der Not des unaufhörlichen Hungers Tag und Nacht.

Wenn in einem schmalen Spind sechs Parteien ihr Gut bergen müssen, und neben den halbverfaulten Kartoffeln und einem Häufchen sauer gewordener Marmelade des Armen die Fettpakete des „reichen Prassers“ verlockend duften, ist die Versuchung riesengroß.

Wer will die armen, getretenen Ukrainer da mit Steinen werfen, wenn sich die Begriffe von Mein und Dein verwirren? Solidarität und Gemeinschaftsgeist sind auch bei uns oft nur pathetische Worte.

Die Arbeitszeit ist vor einiger Zeit verlängert worden. Wir stehen um dreieinhalb Uhr auf und legen uns abends um halbzehn nieder. Trotz der verbesserten Ernährungslage sinkt die Zahl der Toten nicht. Die unbarmherzig langen Arbeitsstunden entkräften die Körper.

Über zwanzigtausend Gefangene sind jetzt im Lager. Die Baracken sind zum Bersten voll. Die wenigen Stunden der Nachtruhe werden durch die Überfülle,

die Ausdün
Sauerstoffma
Der Atem de
rasselnd, ei
schnarcht w
Würgen in
Körper der
stöhnt er, „i
Bleierne Mü
Die Tuberk
Abteilung k
lich ist der
sichter ähn
Leichenantli
Zeichen. Tie
Wangen, M

ELF JUGEN
überwiesen
Oberschlesie
lager Ausch
Silberglet.
Ihre Eltern,
rüchtigten
brannt wor
Umstände
Versuchska
zinischer E
Wölfchen i
nicht genug
und Gretel

die Ausdünstung der gepreßten Leiber und den Sauerstoffmangel zur Qual.

Der Atem des einen geht stoßweise, ein anderer röchelt rasselnd, ein dritter hustet bellend, ein vierter schnarcht wie ein Sägewerk, einem fünften steigt ein Würgen in den Hals und er übergibt sich, über die Körper der Benachbarten hin. „Diese Luft hier“, stöhnt er, „ich halte das nicht mehr aus.“

Bleierne Müdigkeit liegt uns morgens in den Knochen. Die Tuberkulose fordert einen hohen Zoll. Die Tbc-Abteilung kann nicht Platz genug schaffen. Schrecklich ist der Anblick dieser Ausgepumpten. Ihre Gesichter ähneln alle verwischten und verwaschenen Leichenantlitzen. Der Tod malt schon darin ein Zeichen. Tiefe Schatten legt er zwischen Augen und Wangen, Mund und Stirn.

21. August 1943

ELF JUGENDLICHE JUDEN sind dem Krankenbau überwiesen worden. Sie stammen aus Sosnowitz in Oberschlesien und waren einige Zeit im Konzentrationslager Auschwitz. Sieben Jahre ist der jüngste, Wolf Silberglet.

Ihre Eltern, Brüder und Schwestern sind in dem berüchtigten Judenvernichtungslager Auschwitz verbrannt worden. Sie selbst sind durch irgendwelche Umstände verschont geblieben und sollen nun als Versuchskaninchen für die Erprobung neuer medizinischer Errungenschaften dienen.

Wölfchen ist noch ganz Kind, spielt gern und kann nicht genug Märchen hören. „Rotkäppchen“, „Hänsel und Gretel“, „Hans im Glück“ kennt er auswendig

und erzählt sie mit phantastischen Ausschmückungen und Zutaten.

Per Poth aus Stavanger erzählt ihm aus dem reichen Schatz Andersens nordische Märchen, die ihn in heller Freude aufjauchzen lassen.

Nur wenig älter ist Hirsch Litmanowitsch. Sehr still und ernst. Das Leid hat ihn gereift. Die Älteren sind mehr „abgebrüht“. Sie sind nicht gespannt, sie sind nicht gleichgültig. Der Schrecken des Aüschwitzer Lagers hat sie geprägt. Sie erinnern an Häuser, denen der Bombenkrieg das Dach abgedeckt hat, der trostlose Himmel ihres Lebens und Schicksals hängt grau zwischen der Schwärze ihrer Mauern.

Sie sind streng orthodox. Als ihnen Per, dem sie als Pfleger unterstehen, eine Dose dänisches Schweinefleisch schenkt, gibt Saul Hornfeld die verlockende Konserve im Auftrage seiner Kameraden einem körperschwachen Ukrainer.

Ich glaube, sie wären im Ernstfall standhaft wie die makkabäischen Brüder des Alten Testaments. Ob sie der Moloch Sachsenhausen verschlingen wird?

Die jungen Israeliten sind nicht die ersten menschlichen Versuchsobjekte für unsere SS-Mediziner. Im vergangenen Herbst führte SS-Untersturmführer Dr. Schmitz aus Wuppertal an siebenundzwanzig Häftlingen gefährliche Operationen durch, nachdem bei den Opfern durch Gasbazillen eine gefährliche Infektionskrankheit, der sogenannte Gasbrand, hervorgerufen war. Mehr als die Hälfte der Operierten starb nach wenigen Tagen unter furchtbaren Schmerzen. Was macht's. Unsere Kranken sind ja Nummern, wie wir alle, sind wie Ding und Tier.

Ein neuer Tr
digt. Er soll
uns versiche
Sie sind ja n
im Lager ges
lich das Schl
Gestern sah i
den ausgefü
Gärtnerei mi
dukte wande
Bereich.
Die Pferde v
Sie sehen kr
und wann w
Bauch voll
ungeheure N
Entbehrungs
zusammenbr
Ihre Fülle un
Form ihrer C
massig und
Schnüren ve
Sie wirken
stiefeln.
Wir wunder
figuren sich
sich nützlich
zu kostbar,
werden. We
kömmlicher
Sterne, Sch
diesem Meti

Ein neuer Transport von Tbc-Patienten ist angekündigt. Er soll wirklich nach Lublin abgehen, so wird uns versichert. Die Kranken sind höchst mißtrauisch. Sie sind ja nicht von gestern, wissen zu genau, was im Lager gespielt wird. Sie denken und ahnen natürlich das Schlimmste.

Gestern sah ich einige wohlgenährte Pferde. Sie wurden ausgeführt. Es gibt am Rande des Lagers eine Gärtnerei mit Pferde- und Schweineställen. Alle Produkte wandern nach vorn, in den SS-Kommandanturbereich.

Die Pferde werden zu sportlichen Zwecken gehalten. Sie sehen kraftstrotzend und wohlgenährt aus. Dann und wann wiehern sie vor Übermut. Sie haben ihren Bauch voll von gutem Hafer. Sie merken nicht die ungeheure Not des Lagers, unter deren Hunger- und Entbehrungsqualen Tausende von Menschen jährlich zusammenbrechen.

Ihre Fülle und Massigkeit entspricht ganz der äußeren Form ihrer Gebieter. Die sind ebenfalls durchgängig massig und schwer. Ihre Uniform, mit Litzen und Schnüren verziert, sitzt ihnen prall über dem Leib. Sie wirken wie kategorische Imperative in Marschstiefeln.

Wir wundern uns oft, wieviele von diesen Paradefiguren sich hier herumdrücken, anstatt an der Front sich nützlich zu machen. Ihr arisches Blut ist wohl zu kostbar, um für „Führer und Volk“ verspritzt zu werden. Wehrlose Gefangene zu malträtieren ist bekömmlicher und auch einträglicher. Selbst neue Litzen, Sterne, Schnüre und Ordenszeichen kann man bei diesem Metier erwerben.

Im vergangenen Jahr wurden beispielsweise einige Blockführer zur „Erholung“ nach Capri geschickt. Mit dem Band des Kriegsverdienstkreuzes im Knopfloch kehrten sie braungebrannt ins Lager zurück.

Einige Zeit später wurde eine Nummer der „Hamburger Illustrierten“ bei uns herumgereicht, in der Bilder von der „tapferen SS“ zu sehen waren. Darunter auch eines von „erholungsbedürftigen SS-Männern“ in Italien.

Wir rieben uns die Augen. Kein Zweifel, es waren unverkennbar die Gesichter unserer verhaßten Schinder.

12. Oktober 1943

AUS DACHAU KAM wieder eine mich tief erschütternde Todesbotschaft. Es kam Kunde, daß dort am 27. November vorigen Jahres mein langjähriger lieber Freund, Rektor Arnold van Lierop, von seinen Leiden erlöst wurde.

Seit 1927 arbeitete dieser weltoffene Brabanter Priester und mutige Kämpfer für Wahrheit und Recht am Ausbau der katholischen Presse. Mit geringen Finanzen, aber um so glühenderem Herzen begann er seine Pressearbeit. Hätte er zuvor eine Rentabilitätsrechnung aufgemacht, wäre er gewiß in der gesicherten Pfarrarbeit geblieben. Er gehörte zu jenem unverwüstlichen Schlage von Menschen, denen es wichtiger ist, eine Idee zu haben, die nebenbei auch Geld bringt, als erst Geld, um dann einer Idee dienen zu können. Den ersten Zusammenstoß mit den nationalsozialistischen Machthabern erlebte er 1933 beim Prozeß gegen Friedrich Dessauer und den Katholischen Volksverein in München-Gladbach.

Seine wa
nachspüre
schen Pre
wurde au
wachsamer

Die „Gift-
gemacht
Leiter de
„gefährlic
mußte. V
Aber dar
sönliche
Gerechtig
ohne da
Waffe ih
persönlic
er war.

Das Leid
dem Tag
1942, sei
körperlic
weniger
Seine M
Sachsen
liche Lei
mut, mit

Sein Lei
Kräfte s
Devise:
kondige
verkünd

Seine wahrheitsgemäße und den tieferen Ursachen nachspürende Berichterstattung in der niederländischen Presse mißfiel den neuen Gewalthabern. Er wurde ausgewiesen. Seither hielt die Gestapo ein wachsames Auge auf ihn.

Die „Gift- und Sudelküche“ in Breda mußte unschädlich gemacht werden. Arnold van Lierop als geistlicher Leiter der Katholischen Welpen-Zentrale galt als „gefährlicher Mensch, der auf Eis gelegt“ werden mußte. Vielleicht war er ein „gefährlicher Mensch“. Aber dann in dem Sinn, daß eine einflußreiche Persönlichkeit, der ein tiefes Empfinden für Recht und Gerechtigkeit eigen ist, auch ohne Brachialgewalt, ohne das schneidende Wort, ohne blutdürstende Waffe ihrem Gegner gefährlich sein kann. Wer ihn persönlich kannte, weiß, welcher kämpferischer Idealist er war.

Das Leiden blieb ihm nicht erspart. Vom 28. Juni 1940, dem Tage seiner Verhaftung, bis zum 27. November 1942, seinem Todestag in der Verbannung, wurde er körperlich und geistig auf eine Weise gequält, die weniger starke Naturen früher hinweggerafft hätte. Seine Mitgefangenen von Vught, Arnheim, Berlin, Sachsenhausen und Dachau preisen seine unverwüstliche Lebensfreude und seinen übernatürlichen Opfermut, mit dem er sein schweres Kreuz trug.

Sein Leiden war für ihn ein Apostolat. Seine letzten Kräfte stellte er in den Dienst Gottes, getreu seiner Devise: „O God, laat mij Uwe oneindige liefde verkondigen.“ „O Gott, laß mich Deine unendliche Liebe verkündigen.“

Das niederländische Volk wird gewiß die Akten seiner Märtyrer dieser Epoche sammeln, wie das russische, mexikanische und spanische die der ihren gesammelt hat.

Was die christlichen Völker aus dem Kampf gegen das Neuheidentum als höchstes Gut mitnehmen, ist der Schatz ihrer Märtyrer.

Die deutsche Christenheit, die selber zahlreiche Märtyrer zu den ihren zählt, sollte mit ihnen in dieser Verehrung verbunden sein, ebenso wie die alten Christen Galliens teilnahmen an den Leiden der Christen Asiens und Afrikas.

Man sollte meinen, gleichwie sich die Blicke der jungen Christenheit auf ihre Blutzeugen hefteten, so inbrünstig, daß aus diesem verehrenden Erstaunen der Kult der Heiligen entstanden ist, müssen auch in unserer Zeit, so ihr Märtyrer gegeben sind, sich alle Blicke auf sie richten.

Es kommen zweifellos christliche Martyrien in den Gestapogefängnissen und Konzentrationslagern vor. Immer erliegt der große Gegenspieler der Kirche der Versuchung, ihr Blut zu vergießen, obwohl er doch um die Fruchtbarkeit dieses Blutes weiß.

Das Dritte Reich trachtet auf gefährliche Weise, das Christentum zum Aussterben zu bringen. Es macht und machte Bekenner und Märtyrer, kerkert ein, foltert und vergießt Blut wie einstmals das heidnische Rom. Die nationalsozialistischen Machthaber leugnen das zwar nachdrücklich. Das ist alte Methode. Von jeher haben die Verfolger ihre Opfer um den Ehrentitel zu betrügen gesucht. Das elisabethanische England stempelte die Opfer religiöser Verfolgung zu

politischen V
lichen Zeit v
Christen der
christlichen I
Gewiß, es g
Christus bez
Idee sterben.
verdunkeln.
Freilich in e
stößt der K
Politische v
streitet der
Politischen. I
im Dritten R
wo die staa
hoben wird.
Deutschlands
nommen. Die
Hundertfache
den grauenh
kennern.
Die Namen e
Arnold van
unserer Zeit
vergeßlich v
Gerlich, Eric

DAS JAHR
Linderung z
Immer neue
gang, armse

politischen Verbrechern und schon in der altchristlichen Zeit verdächtigten die Perser die verfolgten Christen der Konspiration mit dem Staatsfeind, den christlichen Römern.

Gewiß, es gibt unechte Märtyrer, die, während sie Christus bezeugen, in Wahrheit für eine politische Idee sterben. Diese sollten nie das Zeugnis der echten verdunkeln.

Freilich in einem Sinne, in einem eminenten Sinne, stößt der Konflikt des Märtyrers immer auch ins Politische vor: einen politischen Anspruch bestreitet der Märtyrer, den Absolutheitsanspruch des Politischen. Das war so im Rom der Cäsaren, das ist im Dritten Reich so und kann morgen so sein überall, wo die staatliche Sphäre zur absoluten Sphäre erhoben wird. Diesen Anspruch haben die Machthaber Deutschlands auf blutige Weise durchzusetzen unternommen. Die Zahl der Blutzeugen geht sicherlich ins Hundertfache, um ganz zu schweigen von den unter den grauenhaftesten Umständen eingekerkerten Bekennern.

Die Namen eines Robert Willem Regout, Hein Hoeben, Arnold van Lierop werden in den Märtyrerakten unserer Zeit und im Herzen des Christenvolkes unvergeßlich weiterleben, ebenso wie die Namen Fritz Gerlich, Erich Klausener und Adalbert Probst.

28. November 1943

DAS JAHR RUNDET sich langsam, ohne unserer Not Linderung zu bringen.

Immer neue Gefangene durchschreiten den dunklen Tor- gang, armselig, erschöpft, hoffnungslos. Gespenstische

Karawanen aus den Gestapokerkern Europas. Aus allen Richtungen der Windrose.

Einige bäumen sich mit letzter Kraft gegen die grausige Drohung des lebenverschlingenden Lagers. Bald wird vielen der letzte Schrei über die bleichen Lippen quillen.

Manch moralisch Defekter schwimmt im dunklen Strom der „Neuen“. Sie bilden eine schwere Gefahr für die zahlreichen Jugendlichen. Mehr als zweihundert Jugendliche unter sechzehn Jahren beherbergt das Lager.

Das Schlechte, das durch das Tor unseres Lagers zieht, ist nicht nur geschützt, es entzündet sich auch stärker als draußen. Wer kümmert sich in einer internationalen Masse von zwanzigtausend Männern aller Schattierungen groß um den Nächsten? Um seine Moral im Guten oder Bösen?

Das Lager ist anonym, ist unübersichtlich, ist dunkel. Jede üble Neigung, jedes Verbrechen, jede böse Tat wird hier selten als solche erkannt. Das Böse ist bei uns konzentrierter. Die Gemeinschaft leistet ihm Hilfestellung.

Bei uns wächst die Gemeinschaft des Lasters schneller, weil viele hier zusammengepreßt sind, welche die gleichen defekten Neigungen, den gleichen abwegigen Willen aufweisen.

Zwei Homosexuelle verschwinden im Dorf, das tausend Menschen zählt. Ein Dutzend in der Kleinstadt bedeuten noch keinen flammenden Herd. Aber zweihundert und mehr in der Gemeinschaft von Zehntausenden sind schon gefährlicher Brand.

Das bedeu
führung, s
wie der S
in die Flu

Die Juger
und Polen
lich ausge
der sie un
Linde, unt
Aveglocke
Kein aber
Kirchturm
Leicht we
Verführer

Es sind w
ausschlag
diese Fle
und gleich
heulen.

In einer F
verheimli
Aufnahme
Schlafsaal
und das C
Wimmern
sich sein
auf seine

Mehr als
Körper h
Fieber, I

Das bedeutet schwärende Eiterbeule, bedeutet Verführung, schlechte Beratung, Entzündung. Das reißt wie der Strom an den Biegungen Nachbarland mit in die Fluten. Fruchtbare, gute Erde!

Die Jugendlichen — es sind vorwiegend Ukrainer und Polen — sind innerlich nicht geformt, nicht innerlich ausgefüllt. Es gibt hier keinen häuslichen Frieden, der sie umhegt, keine sie umsorgende Mutter. Keine Linde, unter der sie am Abend sich sammeln. Keine Aveglocke, die still zur Besinnung und Einkehr ruft. Kein abendlicher Friede, der einst Dorf, Schulhaus, Kirchturm und Bauernhütte in seinen Glanz bettete. Leicht werden diese Jungen eine Beute gewissenloser Verführer, gleiten in Sumpf und Verderbnis.

Es sind wieder Fieberfälle mit verdächtigem Körperausschlag in den Krankenzimmer eingeliefert. Fast alle diese Fleckfieberverdächtigen sind aschgrau, fiebrig und gleichgültig. Nur einige jammern, schreien und heulen.

In einer Baracke hat ein Russe sogar seine Krankheit verheimlicht. Aus Angst. Für ihn bedeutete wohl die Aufnahme ins Revier Abschied vom Leben. Seinen Schlafsaalgenossen war sein stilles, ängstliches Wesen und das Glühen seiner Augen aufgefallen. Als sie den Wimmernden von seinem Strohsack zerrten, verzog sich sein Hemd und sie sahen schon die roten Flecken auf seiner Haut.

Mehr als ein Viertel der Fälle stirbt. Die entkräfteten Körper halten der Krankheit nur schwer stand. Unter Fieber, Delirien und Gestöhn verenden sie, ver-

zweifelt wie alte, müde, ausgemergelte und verbrauchte
Zugtiere oder Grubenpferde.

Im Leichenkeller der Pathologie fährt ein SS-Zahn-
techniker den warmen Leichen mit den Fingern
zwischen die Lippen, reißt die Unterkiefer auf, um
nach Goldzähnen zu fahnden.

Es graut uns bis in die innerste Kammer unseres
Herzens hinein.

SELBST
es wahr
instrume
Zivilisat
im Dritt
Es verg
Sie gesc
hängt si
strom g
arbeit in
Ein Vie
macht d
in den
Die Mo
zweiflu
Hoffnu
umnac
Gewalt
Wir s
Ein ju
Freitoc
mord t
sei. M

1944

*

23. Februar 1944

SELBSTMORDE SIND BEI uns keine Seltenheit. Wenn es wahr ist, daß der Selbstmord das deutlichste Meßinstrument für den Höhengrad einer Kultur und Zivilisation ist, dann muß das gegenwärtige Niveau im Dritten Reich weit unter dem Nullpunkt liegen. Es vergeht keine Woche ohne einige Selbstmorde. Sie geschehen auf die verschiedenste Art. Dieser erhängt sich, jener „geht in den Draht“, der mit Starkstrom geladen ist. Ein Dritter läuft bei der Außenarbeit in die Postenkette, wobei er erschossen wird. Ein Vierter hat sich illegal Gift beschafft, ein Fünfter macht die Sache mit Methylalkohol oder Azeton, der in den Werkstätten gebraucht wird.

Die Motive sind verschieden wie die Menschen. Verzweiflung, verletztes Ehrgefühl, Krankheit, Depression, Hoffnungslosigkeit. Viele vollziehen den Schritt sicher umnachtet, haben ihre Nerven nicht mehr in der Gewalt.

Wir sprachen über das Problem im Freundeskreis. Ein junger Offizier warf sich zum Verteidiger des Freitodes auf und wies darauf hin, daß der Selbstmord bei Griechen und Römern häufig vorgekommen sei. Männer wie Demosthenes hätten kaltblütig den

Giftbecher genommen. Kein Römer habe Lukretia getadelt, weil sie den Verlust ihrer Tugend nicht habe überleben wollen und sich den Dolch in die Brust stach. Namentlich in der römischen Kaiserzeit, als der alte Götterglaube einem trostlosen Pessimismus Platz machte, als das vornehme und hochgebildete Römertum bei Gastmählern sich die Adern öffnete, habe der Selbstmord eine gewaltige Steigerung erfahren. Ein Anhänger Martin Niemöllers nahm gegen ihn Partei. Er zitierte Luther, der glaubte, daß Selbstmorde Kundgebungen des Bösen seien. Luther sei durchaus der Ansicht gewesen, daß der Teufel alle Selbstmörder „reitet“.

Ein Philosophiestudent führte Hume, Montesquieu, Rousseau, Schopenhauer und Nietzsche für die sittliche Erlaubtheit des Selbstmordes ins Feld. Also sprach Zarathustra: „Den freien Tod predige ich euch, der nicht heranschleicht wie euer grinsender Tod, sondern der da kommt, weil ich es will.“

Der katholische Theologe entgegnete ihm, die Erlaubtheit des Selbstmordes, der eine gewaltsame Vernichtung des eigenen Lebens im Vollbewußtsein des Verstandes und des freien Willens ist, sei Gegenstand des persönlichen Gewissens und der Moral, das heißt, der Bindung durch religiöse Vorschriften. Die katholische Kirche habe den Selbstmord von Anfang an als schwere Sünde erklärt. Zwar hätten die Kirchenväter, mit Ausnahme des heiligen Augustinus, für den Fall eine Aufnahme machen zu können geglaubt, daß christliche Jungfrauen lieber Selbstmord begehen dürften, als sich der Gefahr auszusetzen, an ihrer Keuschheit Gewalt zu erleiden. Der Standpunkt der

katholischen
Ihr gelte der
Gott und die
Auffällig ist
Selbstmordes
tum bekannt
von einer Epi
frauen von
Mädchen erd
Tränen der El
morde kennt
Die religiös
bei uns — s
beten in dies
hinter Stache
Heidentum z
gehen oft z
seltsam zerv
gegen ihre S
Sie sehen nu
Aber sie wi
trotz allem
muß, bis Ge
zeigen und
tauft sind.
Die Fasten
Kirche aller
Zeremonie
der Vergäng
die den Tod
Asche aus g
bäumen od

katholischen Kirche sei aber stets negativ geblieben. Ihr gelte der Selbstmord als eine schwere Sünde gegen Gott und die Natur.

Auffällig ist eine gewisse Ansteckungsfähigkeit des Selbstmordes, eine Eigenschaft, die schon im Altertum bekannt war. So berichtet Plutarch beispielsweise von einer Epidemie des Selbstmordes unter den Jungfrauen von Milet und den Frauen auf Chios. Die Mädchen erdrosselten sich scharenweise. Bitten und Tränen der Eltern waren fruchtlos. Auch Massenselbstmorde kennt die Geschichte.

Die religiös Gebundenen — und deren gibt es viele bei uns — sind gegen solche Psychose gefeit. Sie beten in dieser verlassenen Sandwüste. Sie schluchzen hinter Stacheldraht und Barackenwänden, die das neue Heidentum zu seiner Sicherung um sie baute. Sie gehen oft zwar mit verschüttetem Herzen, oft mit seltsam zerworfener Melancholie, oft mit einem Haß gegen ihre Schinder und Mörder. Das ist begreiflich. Sie sehen nur Schatten, nirgendwo Licht.

Aber sie wissen um die Heiligkeit des Lebens, das trotz allem Dunkel und aller Qual getragen werden muß, bis Gott diese Flamme löscht. Hier gilt es zu zeigen und zu beweisen, daß sie nicht umsonst getauft sind.

Die Fastenzeit beginnt heute, in der katholischen Kirche aller Kontinente vollzieht sich die inhaltsreiche Zeremonie der Aschenbestreuung. Asche, das Sinnbild der Vergänglichkeit, der Buße für alle Sündenschuld, die den Tod in die Welt brachte.

Asche aus geweihten Zweigen von Palm- und Olivenbäumen oder Buchsbaum. Feierlich vom Priester

gesegnet und den Gläubigen aufs Haupt gestreut. „Memento homo, quia pulvis es, et in pulverem reverteris.“ „Bedenk o Mensch, Staub bist du und kehrst zurück zum Staube.“

20. Mai 1944

UNTER DEN ZUGÄNGEN des letzten Monats entdeckte ich einen Bekannten aus Holland. Es ist Dr. Timotheus Verschuur, ehemals Wirtschaftsminister im niederländischen Kabinett.

Verschuur reichte in seiner Amtszeit einen vielbeachteten Gesetzentwurf ein, über den der vatikanische „Osservatore Romano“ berichtete. Es handelt sich bei dem Entwurf um die erste Etappe auf dem von der Enzyklika „Quadragesimo anno“ vorgezeichneten Weg zur Erreichung einer neuen berufständischen Gesellschaftsordnung. Der Gesetzentwurf wurde von der Kammer angenommen.

Er bietet den Arbeitgebern und Arbeitnehmern die Möglichkeit, sogenannte autonome Industrieräte zu bilden. Ihre Aufgabe besteht darin, an Stelle des staatlichen Zwangs zur friedlichen Zusammenarbeit die freiwillige und freundschaftliche Verständigung zu setzen. Die Industrieräte sollen Beratungsorgane sein, denen die Berechtigung zusteht, Gesetzesvorschläge auszuarbeiten und der Kammer vorzulegen. Sie sollen die Ausführung der bestehenden Gesetze überwachen und als Friedensstifter in Streitfällen tätig sein. Es ist ihnen auch das Recht eingeräumt, inner-

halb ihres A
abzugeben u
Stellen zu ur
sicherung al
Dieser erste
des industrie
eignisse zun

Verschuur v
zäher Hartr
deutschen B
tischen, libe
zusammen,
eine neue Z

Der deutsch
Wind von d
hinter Schlo

Gemeinsam
großen Zuid
ganze Provi

Fraktionsfü
und einigen
lande muß

Sachsenhau
Das Einlebe
Der undefin

Not in uns
hart auf d
Atmen.

Sie sind glü
zugeteilt. E
weisen, fin

10 Ballhorn / D

halb ihres Arbeitsbereiches gutachtliche Äußerungen abzugeben und diese den zuständigen staatlichen Stellen zu unterbreiten und in Sachen der Sozialversicherung als beratende Körperschaft tätig zu sein. Dieser erste Schritt zu einer korporativen Neuordnung des industriellen Lebens ist durch die politischen Ereignisse zunichte gemacht.

Verschuur vertrat seine katholischen Prinzipien mit zäher Hartnäckigkeit. In den ersten Jahren der deutschen Besetzung arbeitete er aktiv mit protestantischen, liberalen und sozialistischen Parteiführern zusammen, um erprobtes demokratisches Erbgut in eine neue Zeit zu retten.

Der deutsche Sicherheitsdienst in Den Haag bekam Wind von der Sache und setzte die führenden Köpfe hinter Schloß und Riegel.

Gemeinsam mit Dr. Ringers, dem Baumeister der großen Zuiderzee-Werke, durch die Holland um eine ganze Provinz bereichert wird, Koos Vorrink, dem Fraktionsführer und Parteivorsitzenden der Sozialisten, und einigen anderen politischen Größen der Niederlande mußte Dr. Verschuur den Passionsweg nach Sachsenhausen antreten.

Das Einleben fällt den „Prominenten“ recht schwer. Der undefinierbare Gestank, der treue Begleiter der Not in unseren Bretterkäfigen, legt sich ätzend und hart auf die Brust und erschwert den Neuen das Atmen.

Sie sind glücklicherweise einer relativ guten Baracke zugeteilt. Es gibt andere, deren Bretter Astlöcher aufweisen, fingerhutgroß oder größer. In ihnen wimmelt

dunkelbraun-rotes Leben — unzählbare Wanzen! Die einzigen Genießer in diesen Holzverschlagen.

Auch die Kost macht Beschwerden. Die tägliche Kohl- oder Steckrübenbrühe und das bittere Brot verursachen bei allen Neuen Magen- und Darmstörungen. Unser Brot ist ein wahres Elendsgebäck geworden, echtes, schlechtes Hungerbrot. Es hat keine Lockerung, hat einen dunkelgraugrünen, unappetitlichen Farbton und eigenartigen, unangenehmen Geschmack — mit bitterem Nachgeschmack. Manchmal knirscht es zwischen den Zähnen: Verunreinigung durch Sand. Einem Gebäck von derartiger Beschaffenheit und Zusammensetzung ist die Bezeichnung Brot schwerlich zuzuerkennen. Es erinnert vielmehr an Erzeugnisse, wie sie einst in Zeiten von Mißernten und darauffolgenden Hungersnöten als „Hungerbrot“ bereitet wurden und den hungernden Menschen wenigstens zur Vortäuschung eines Sättigungsgefühls dienen konnte. Aber der Hunger treibt's in den Magen, so sehr er auch rebellieren mag.

Verschuur hat auf seinen sozialen Studienreisen viel Elendsbilder in Mietskasernen und Hinterhäusern gesehen. Er kennt soziale Not. „Mit einer schlechten Wohnung kann man genau so gut einen Menschen umbringen wie mit einer Axt“, lautet einer seiner Sätze.

Das Elend von Sachsenhausen überschreitet nach ihm das Maß des Vorstellbaren. „Mir graut vor dem Elend, das hier haust. Menschen hausen hier? Menschen? Sind es nicht Kröten, die unter dunklem Stein sitzen? Nicht Spinnen, die in Ecken kauern? Nicht Asseln, die

in feuchten
Arbeitstiere.
Aber es wird
hören, die di
und die Wa
hören, die u

EINE HUND
sich zuschul

Einem zum
vor der öffe
fünfzig Stoc
Bewußtlosen
Galgen und
Bagatellsach

Ein Zugang
Zwischenruf
sönlich zusa
abkommand

Robert, der
beim Hinric
Hinrichtung
der strengs
eine Bahnst
Städtchens

Jeder Bedar
wird im Ha
ist vorhand
pfleger, eig

in feuchten Löchern leben? Menschen? — Nein! — Arbeitstiere.“

Aber es wird eine Zeit kommen, wo wir die Hämmer hören, die diese elendigen Käfige, die grauen Mauern und die Wachtürme zertrümmern, wo wir die Äxte hören, die unsere Gruft sprengen.

14. Juli 1944

EINE HUNDSGEMEINHEIT HABEN unsere Schinder sich zuschulden kommen lassen.

Einem zum Hängen verdamnten Häftling haben sie vor der öffentlichen Hinrichtung auf der Lagerstraße fünfzig Stockhiebe aufgezählt. Den vor Schmerzen fast Bewußtlosen schleppten herzlose Schergen unter den Galgen und drehten ihn hoch. Der Grund war eine Bagatellsache.

Ein Zugang, der seiner hellen Empörung durch Zwischenruf Luft machte, wurde vom Lagerführer persönlich zusammengeschlagen und zur Strafkompagnie abkommandiert.

Robert, der Neger aus den Vereinigten Staaten, rühmte beim Hinrichtungsappell Einrichtung, Lebensweise und Hinrichtung in Sing-Sing, dem berüchtigten und einem der strengsten Gefängnisse Amerikas. Es liegt etwa eine Bahnstunde von New-York, oberhalb des kleinen Städtchens Ossining am Hudson.

Jeder Bedarf wird im Gefängnis selbst gedeckt. Alles wird im Haus hergestellt. Sogar eine Zigarettenfabrik ist vorhanden. Eigene Heilgehilfen und Krankenpfleger, eigene Kirche und Schule.

In den Zellen bleiben nur jene Gefangenen, die sich gegen die Hausordnung vergangen haben. Jede Unterhaltung ist streng verboten. Eine Art Taubstummensprache mit den Lippen wird als Ausweg benutzt. Nach Arbeitsschluß kehren die Gefangenen aus den Betrieben in ihre Zellen zurück. Sie liegen längs endloser Korridore. Statt Türen gibt es eiserne Gitter. Die Gefangenen sind so dauernd in Sicht.

Die Besuchsstunde findet für alle gleichzeitig statt in einem durch zwei parallel laufende Eisengitter geteilten großen Saal. An dem einen Gitter stehen die Gefangenen, an dem anderen die Besucher. Man darf sich nicht die Hand reichen, ebensowenig umarmen. Man muß miteinander schreien, um sich im allgemeinen Lärm verständlich zu machen.

In den Todeszellen sind die Menschen, auf die der elektrische Stuhl wartet, eingeschlossen. Der elektrische Stuhl steht in einem Raum mit zwei Eingängen. Der eine ist der Eingang für die Verurteilten. Die elektrische Maschinerie steht im Nebenraum und wird — nachdem durch eine Metallkappe auf dem Kopf und einen Draht am Fuß des Todeskandidaten der Stromkreis geschlossen ist — vom unsichtbaren Henker eingeschaltet.

Heute tötet er augenblicklich. Bei seiner ersten Anwendung vor einigen Jahrzehnten allerdings war die benutzte Voltzahl ungenügend, und der verurteilte Neger mußte eine Viertelstunde leiden.

Wir lauschen solchen und ähnlichen Berichten mit gespannter Aufmerksamkeit. Sie bieten Vergleichsmöglichkeiten und lassen den gewaltigen Abstand zwischen Zivilisation und Barbarei erkennen.

DIE MONA
1944 sind n
hergehende
faßbar über
Wir spüren
Heinkel, se
tausend Hä
fielen vor
Einige hund
wurden geb
Fast jede N
unseren Ba
Strohsäcker
Splittergräb
Im August
die hunder
der Haupts
näre. Krimi
der derzeiti
Born, habe
Verbrecher
Mord bis z
Giftgeschic
Wort. Es is
genährter
geht.
Baracke 58
Lager voll
fünf Jahre
Mann, Ka
Prügel un

28. Oktober 1944

DIE MONATE RUCKEN weiter. Sommer und Herbst 1944 sind nicht minder blutig und schwer als vorhergehende. Die Tage stehen goldig und blau, unfassbar über dem Ring der Vernichtung.

Wir spüren den Bombenkrieg. Auf das Zweiglager Heinkel, sechs Kilometer von uns, wo rund sechstausend Häftlinge im Flugzeugbau beschäftigt sind, fielen vor einiger Zeit die ersten Bombenteppiche. Einige hundert Tote und zahlreiche Schwerverletzte wurden geborgen.

Fast jede Nacht haben wir Luftalarm. Wir bleiben in unseren Baracken, zusammengepfercht auf unseren Strohsäcken. Wohin sollen wir auch? Bunker und Splittergräben gibt es nicht.

Im August wurden auf Anordnung der Gestapo an die hundertfünfzig Verhaftungen vorgenommen. In der Hauptsache ehemalige Abgeordnete und Funktionäre. Kriminelle und asoziale Banditen, an der Spitze der derzeitige Lagerälteste Samuel Kuhnke und August Born, haben sie denunziert und ihnen wahnwitzige Verbrechen in die Schuhe geschoben. Vom politischen Mord bis zur Kokain- und Opiumschiebung, von tollen Giftgeschichten bis zum Geheimsender. Kein wahres Wort. Es ist nichts anderes als ein von Neid und Haß genährter Kampf um Positionen, der über Leichen geht.

Baracke 58 wird als Gefängnis eingerichtet und vom Lager völlig isoliert. Ein wegen Homosexualität zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilter ehemaliger SS-Mann, Karl Schwerbel, macht den Blockältesten. Prügel und vielfache Schikanen sind seine „Haus-

mittel". Besonders nachts frönt er seiner perversen Lust und mißhandelt seine Opfer bis aufs Blut.

Um der äußeren Form zu genügen, finden Vernehmungen statt. Im Krematorium, in dessen Vorraum Bock und Peitsche drohen. Das Zeremoniell bei allen Vernehmungen ist das gleiche. Drohungen und Hiebe als Auftakt. Dann Protokoll. Prügel und Todesdrohungen zum Abschluß.

Reinhold S. erhielt hundertsechzig Stockhiebe. Sein Gesäß ist geplatzt. Wimmernd und fiebernd liegt er auf dem Bauch. Furchtbare Qual bereitet ihm das Verrichten der Notdurft. Seine verzerrten, schmerzbebenden Lippen murmeln leise Haßflüche.

Otto Kröbel aus Leipzig, der jahrelang in der Ambulanz arbeitete, soll einen jungen Polen, Leo K. aus Warschau, aus politischen Motiven erhängt haben. Einwandfreie Zeugenaussagen erhärten, daß Leo K. aus Liebeskummer — er hatte ein homosexuelles Verhältnis, das zerbrach — Selbstmord verübt hat. Der Vorfall liegt bereits mehr als ein Jahr zurück. Jeder ältere Lagerhase kennt die Affäre in allen Einzelheiten. Otto Kröbel hat nicht das geringste damit zu tun. Ubrigens weiß jeder, der ihn näher kennt, daß er keiner Fliege ein Leid zufügen kann. Aber er ist alter Kommunist. Das genügt. Seit 1939 im Lager. Vorher einige Jahre Zuchthaus. Man foltert ihn, steckt ihn wochenlang in Dunkelarrest. Ohne Decke und Strohsack. Bei Wasser und Brot.

Ein anderer Fall. Gustel Sandtner aus Bayern. Blockältester im Revier III. Er war schon in der Münchener Rätezeit aktiver Politiker. Saß in der Weimarer Zeit

drei Jahre
nach dem R
Schutzhaft.
Frieden. Di
ihm einen C
bildung im
Hans Rothb
zuletzt Vor
eine „Rote
Rechtssinn
liche Saube
Ähnlich lie
Vor einige
ihnen zu s
Außerhalb
Rudi Mokr
Thesen, eh
Horn aus
Sachse, Er
berger, wa
Über hund
dem berü
bei Linz t
Viehwege
Das Essen
so viel Er
worden si
Im Viehw

versen
erneh-
orraum
i allen
Hiebe
Todes-
Sein
egt er
m das
hmerz-
Ambu-
K. aus
haben.
Leo K.
es Ver-
at: Der
Jeder
Einzel-
mit zu
daß er
st alter
Vorher
ckt ihn
Stroh-
Block-
achener
er Zeit

drei Jahre im Zuchthaus wegen Hochverrats. 1933, nach dem Reichstagsbrand, nahm ihn die Gestapo in Schutzhaft. Seither kennt er weder Freiheit noch Frieden. Die verbrecherischen Denunzianten dichten ihm einen Geheimsender und kommunistische Zellenbildung im Lager an.

Hans Rothbarth, Kaufmann und in Dresden ansässig, zuletzt Vorarbeiter im Krankenhause, wird beschuldigt, eine „Rote Hilfe“ organisiert zu haben. Sein starrer Rechtssinn ist bei uns sprichwörtlich. Seine persönliche Sauberkeit unbestritten.

Ähnlich liegen die anderen Fälle.

Vor einigen Tagen holte man siebenundzwanzig von ihnen zu später Abendstunde gefesselt aus Block 58. Außerhalb des Lagers wurden sie erschossen.

Rudi Mokry, der lustige Hamburger, der stille Matthes Thesen, ehemals Mitglied des Reichstags, Dietrich Horn aus Dortmund, Willi Grübsch, der gesprächige Sachse, Ernst Fürstenberg, der grillenhafte Königsberger, waren darunter.

Über hundert Verleumdete werden strafweise nach dem berüchtigten Konzentrationslager Mauthausen bei Linz transportiert. Zu achtzig im geschlossenen Viehwagen.

Das Essen war in der letzten Zeit so schlecht und mit so viel Ersatzmitteln gestreckt, daß viele krank geworden sind. Die Ruhr zerschrint ihnen die Därme. Im Viehwagen gibt's keine Austrittsmöglichkeit.

10. November 1944

DIE LAGERFUHRUNG MACHT bekannt, daß politisch vorbestrafte Häftlinge sich freiwillig zur SS-Bewährungseinheit „Dirlewanger“ melden können. Die Freiwilligkeit steht auf dem Papier.

Alle „Hochverräter“ werden nach dem Abendappell zur Meldung aufgefordert. Darunter viele „Wehr-unwürdige“.

SS-Untersturmführer Höhne baut sich vor ihnen auf, redet gemacht, forsch und aufgebläht von Auswischen alter Schuld. Beste Sühne sei die Tat und ähnliche Phrasen.

Dann kommt die Frage: „Wer weigert sich, dem Ruf des Vaterlandes in der Stunde der Gefahr zu folgen?“ Natürlich weigert sich niemand. Das wäre sicherer Tod. Wir kennen das.

Einige haben sich während der Phrasendrescherei heimlich verdrückt. Sie entgehen der Einschreibung in die Meldeliste.

Die Einkleidung in SS-Uniform war für alle der bitterste Tag ihres Lebens. Mehr als ein Jahrzehnt trugen sie alle Mühen und Qualen der Haft, haßten den Rock und die Zeichen ihrer Schinder als Symbole der Tyrannei und blutigen Unterjochung.

Und nun tragen sie selbst Hakenkreuz und Totenkopf. Sie werden in Kürze in der Slowakei eingesetzt werden.

Die Ausbildung dieser aus „Konzentrationsären“ gebildeten verlorenen Haufen ist sehr befristet.

Im Herbst des letzten Jahres wurde eine aus Kriminellen und Asozialen bestehende SS-Einheit nach zehntägiger Vorbereitung bei den Straßenkämpfen

in Warscha
entsprecher
Dem „politi

ES IST BI
stehen. Re
welt sich a
Sand, der
hungernde
Die silber
nahe träu
sie uns ve
haben. Jet
in langen
Es komme
Ungarn, K
bärmlich a
Über hun
Sklavenjäg
nagelt wu
Es gab we
noch Sch
fernung d
Es waren
rollenden
fahrt. Sie
bieten ein
zwei glar
Lippen s
strähnig i

in Warschau eingesetzt. Die Verluste waren natürlich entsprechend hoch.

Dem „politischen Haufen“ wird's kaum besser ergehen.

9. Dezember 1944

ES IST BITTER kalt morgens, während wir Appell stehen. Reif liegt auf allen Dächern der Baracken. Er wellt sich auf dem märkischen Sand, diesem verhaßten Sand, der schon seit Jahren soviel Schweiß armer, hungernder, todgeweihter Menschen in sich hineinzog. Die silbergrauen Reifwellen des Sandes wirken beinahe träumerisch, harmlos, verzaubert, als wollten sie uns vergessen lassen, was wir auf ihm erlitten haben. Jetzt stehen aschfahle, bartstoppelige Juden in langen Doppelreihen darauf.

Es kommen neuerdings viele Juden ins Lager. Aus Ungarn, Kroatien und der Slowakei. Sie sehen erbärmlich aus. Der Transport hat sie so mitgenommen. Über hundert preßten, stopften und pferchten die Sklavenjäger Himmlers in je einen Waggon, der vernagelt wurde. Tage- und nächtelang dauerte die Fahrt. Es gab weder Wasser noch Brot. Weder Ruhepausen noch Schlaf. Weder Austrittsmöglichkeit noch Entfernung der elend Verhungerten und Erstickten.

Es waren Kinder unter vierzehn Jahren in diesen rollenden Särgen. Nur wenige überlebten die Höllenfahrt. Sie sind fast in sich zusammengesunken und bieten ein jammervolles Bild. Die Augen sitzen wie zwei glanzlose Knöpfe in den Höhlen, die blassen Lippen sind schmerzverzerrt, die Haare hängen strähnig über zerknitterte, fast greisenhafte Stirnen.

Elende Bündel Fleisch, von verschmutzten, nach Fäkalien stinkenden Anzügen notdürftig zusammengehalten.

Ein sechsjähriger Zigeunerbub überstand das Grauen. Seine kohlrabenschwarzen Augen glühen Haß. Sein Vater liegt zwischen den vielen unbekannten Toten. Die Mutter ist nach dem Frauenlager Ravensbrück transportiert worden.

Wie Hyänen das Aas, umstreichen einige Kriminelle den frostsclotternden Elendshaufen. Für einen Schluck Wasser, einen Kanten Brot ergaunern sie Uhren, Zierate und kostbare Ringe.

DIE KONZ
sind seit vi
Die Häftlin
So sagt di
Angst vor
Schrecken
Der Tod h
sich durch
lumpen, du
Heute kam
aus Ober
Gefangene
Darunter e
der nicht
und leblos
Einige Hä
Nummer.
roten Drei
Buchstabe
politische
als wir di

1945

*

28. Januar 1945

DIE KONZENTRATIONSLAGER ÖSTLICH der Oder sind seit vierzehn Tagen auf dem Marsch nach Westen. Die Häftlinge sollen nicht in russische Hände fallen. So sagt die SS. In Wirklichkeit hat sie schlotternde Angst vor den Russen. Sie flüchtet in panischem Schrecken und jagt die Häftlingsmassen vor sich her. Der Tod hält grausige Ernte. Die Winterkälte frißt sich durch die dünnen, verschlissenen Sträflingslumpen, durch Haut und Knochen.

Heute kamen Teile eines — in offenen Güterwaggons — aus Oberschlesien nach Oranienburg überführten Gefangenentransportes an. 238 Erfrorene, 72 Halbtote! Darunter ein Achtjähriger. Ein grauenhafter Anblick, der nicht zu beschreiben ist. Worte sind da farblos und leblos.

Einige Häftlinge tragen blecherne Marken mit ihrer Nummer. Nun sind es ihre Totenmarken. Die kleinen, roten Dreiecke an Jacke und Hose mit eingedruckten Buchstaben weisen sie als polnische und ukrainische politische Häftlinge aus. Niemand von uns spricht, als wir die entstellten und entseelten Körper in den

Leichenkeller der Pathologie abschleppen. Personalpapiere fehlen. Die Toten sind nicht zu identifizieren. Vergebens werden ihre Angehörigen auf eine amtliche Todesnachricht warten.

Es beginnt zu schneien, während wir die noch Lebenden auf Bahren betten. Einer liegt am Rand des Lastwagens. Er muß erst gerade erstarrt sein. Seine Hände liegen graubleich auf einer schrecklichen Brustphlegmone. Der Mund steht offen. Speichel drängt heraus — vielleicht rief er noch vor Stunden nach seiner Mutter. Sein Gesicht ist jung. In die weit-aufgerissenen Augen rinnt erbarmungslos das Schneewasser.

Dreihundert schwerkranke Häftlinge wurden heute vormittag am Bahnhof Sachsenhausen in vier Viehwagen verladen. Die Waggonen schmutzig, ohne Stroh, ohne Ofen, ohne Decken. Auch keine Verpflegung. Ob sie je ihren Bestimmungsort, das Konzentrationslager Belsen bei Hannover, erreichen werden? Wir haben Anweisung, weitere Transporte für Belsen vorzubereiten. Es sind Pläne entworfen für die Gesamtevakuiierung des Lagers, falls die Oderfront nicht halten sollte. Die Kranken, die älteren Jahrgänge und Körperbehinderte sollen nach Belsen, eine zweite Marschsäule nach Buchenwald und eine dritte nach Dachau in Bewegung gesetzt werden. Zuvor sollen „aussichtslose Fälle“ — Tuberkulose, Infektionskranke, Körperschwache — ausgesondert und liquidiert werden. Wenn es zu einer Evakuierung kommen sollte, sehen wir alle sehr schwarz. Die Schreckensbilder des heutigen Tages haben es uns gezeigt: Ein furchtbares Massensterben wird anheben.

Alles Gräber
zern schwer
haft tragen.
kein Komp
schaulichkei
scharfe Ve
Wir brauche

DIE SO GE
der an. Urs
russischen
Eberswalde
Vergangene
zeibeamte
geholt, liq
Freund Fer
das ihn ins
Schutzhaft
rung des E
Heimat un
mit dem T
Kamerader
Haftzeit n
versucht.
gelehnt. M
nach Dres
gesetzt we
redungskü
Rücktransp
die Strafk

Alles Grübeln ist zwecklos. Mag das Herz von Seufzern schwer sein, wir müssen unser Schicksal mannhaft tragen. Bis zur Stunde unseres Todes. Uns rettet kein Kompromiß, kein weiches Versinken in Beschaulichkeit. Uns rettet nur Entschiedenheit, nur der scharfe Verstand, nur die rücksichtslose Energie. Wir brauchen klare, harte Köpfe und gläubige Herzen.

2. Februar 1945

DIE SO GEFURCHTETEN Sonderaktionen laufen wieder an. Ursache soll der plötzliche Durchbruch einer russischen Panzerspitze über die Oder in Richtung Eberswalde sein.

Vergangene Nacht hat man 19 luxemburgische Polizeibeamte aus der Strafkompaniebaracke 13 herausgeholt, liquidiert und verbrannt. Darunter meinen Freund Ferdinand N. aus Diekirch. Sein „Verbrechen“, das ihn ins Konzentrationslager und nach dreijähriger Schutzhaft zum Tode führte, bestand in der Verweigerung des Eides auf Hitler. Er hat die seiner geliebten Heimat und seiner Großherzogin geschworene Treue mit dem Tode besiegelt. Gleich ihm seine tapferen Kameraden. Dreimal hat man sie im Laufe ihrer Haftzeit mit Zuckerbrot und Peitsche zu überreden versucht. Dreimal haben sie stolz und mannhaft abgelehnt. Man transportierte sie im vergangenen Herbst nach Dresden. Dort sollten sie im Straßendienst eingesetzt werden. Harte Drohungen und sanfte Überredungskünste machten sie nicht weich. Nach ihrem Rücktransport ins Lager kamen sie geschlossen in die Strafkompanie. 42 Kilometer mußten sie täglich

marschieren. Rund um den Appellplatz. Der Marschweg führte über aufgerissene Wegstrecken, über aufgeschütteten Schotter, aufgefahrenen losen Sand, durch Wasserpfützen und über aufgerauhten Beton. Alles eigens für die Strafkompagnie präpariert. Viele der Gehetzten marschierten in zu engen, drückenden Stiefeln, andere in ausgelatschten Pantinen. Einige schleppten mühsam Sandsäcke, bis zu zwanzig Kilo Gewicht. Von Oktober bis zum Februar. Bei Wind und Wetter, Regen, Schnee und Frost. Steckrüben und bitteres, klebriges Brot die einzige Nahrung. Nur die Hoffnung auf baldige Befreiung hielt die Tapferen hoch. Und nun dieses Ende.

Sieben Engländer, die 1941 in Nordnorwegen gefangen wurden und seit Anfang 1944 im Lager sind, teilen ihr Schicksal. Auch Boris, ein russischer Arzt aus Rostow am Don, ist nächtens von der Seite seiner kranken Landsleute fortgeholt und umgelegt worden. Weiter eine Reihe junger Polen, einige Franzosen und Holländer.

7. Februar 1945

DIE MORDAKTIONEN GEHEN weiter. Tag und Nacht. Aus dem Krankenbau holte Rapportführer Böhm vorgestern die kranken russischen Kriegsgefangenen heraus. Zweiundvierzig bleiche, wankende Elendsgestalten. Gestern waren es hundert aus der Tbc-Station. Angehörige aller Nationen, außer Norwegern und Dänen. In den Krankenbaracken herrscht große Erregung.

Hans Gärtner
torium, ste
Dann plaud
Schlaftablet
von ihm. Ei
Leiter des N
Häftlinge se
zu den Kre
Schlacken
sie einen n
säure ist in
beschaffen
betäubt und
und seine
einen Spo
geweihten
Kopf zu sch

DIE MASSE
zu sein. Ub
kenbau sin
geschleppt
frühere sc
und Dr. H
und Garte
trationslag
mit der Au
haben alle
verstorben

Hans Gärtner, der kriminelle Vorarbeiter vom Krematorium, steht seit Beginn der Aktion unter Alkohol. Dann plaudert er. Gestern kam er und bat um Schlaftabletten. Grauenhafte Einzelheiten erfuhren wir von ihm. Ein Oberscharführer aus Dachau, Moser, ist Leiter des Mordkommandos. Fünfundzwanzig jüdische Häftlinge schleppen die Leichen aus der Gaskammer zu den Krematoriumshöfen. Mit einem Gemisch aus Schlacken und verkohlten Knochenresten pflastern sie einen neuen Weg. Bei Gasmangel — Zyklon-Blau-säure ist infolge Transportschwierigkeiten schwer zu beschaffen — werden die Opfer durch Schädelschläge betäubt und lebend auf die Pfannen geworfen. Moser und seine SS-Henker machen sich zuweilen im Suff einen Sport daraus, den schreckgelähmten Todgeweihten Zigaretten aus dem Mund oder Äpfel vom Kopf zu schießen.

16. Februar 1945

DIE MASSENMORDAKTION SCHEINT abgeschlossen zu sein. Über 3900 Opfer fielen! Allein aus dem Krankenbau sind mehr als 700 Patienten zur Gaskammer geschleppt worden. Darunter Laurenz Breunig, der frühere sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete, und Dr. Hellmuth Späth, der Berliner Baumschulen- und Gartenbaufachmann. Einige aus dem Konzentrationslager Auschwitz entkommene SS-Männer sind mit der Ausstellung der Totenscheine beschäftigt. Sie haben alle den gleichen Wortlaut: „Auf Transport verstorben“.

Am Sonntag ging ein zweiter Transport nach Belsen ab. Diesmal an die tausend Häftlinge. Zwei ehemalige Minister, darunter M. Dr. Timotheus Verschuur, früherer holländischer Wirtschaftsminister, und Arthur Vanderpoorten, Innenminister im letzten belgischen Vorkriegskabinett. Beide waren gute, hilfsbereite Kameraden.

Auch unsere „Prominenz“ — mehrere jugoslawische Diplomaten und niederländische Theologen, darunter der Sekretär des Bischofs von Roermond, Drs. Leo Moonen — ist bereits verfrachtet. Bestimmungsort unbekannt. Gemunkelt wird, ihre Namen ständen auf der Todesliste.

15. März 1945

DIE AUER-WERKE IN Oranienburg wurden am Nachmittag bombardiert. 2000 weibliche Häftlinge waren dort beschäftigt. Schwerverletzte werden ins Lager getragen. Eine Revierbaracke wird für sie eingeräumt. Die lebend Entkommenen werden in Lagerbaracken untergebracht. 600 bis 700 in einem Block.

Die Wasserzufuhr ist unterbrochen. Es müssen im ganzen Lager offene Latrinen erstellt werden.

Zwei Frauen bringen ihre Säuglinge mit, Lebewesen von zwei und sechs Monaten.

Eine Geburt findet im Aseptischen Operationssaal statt. Vier Ärzte, davon zwei Gynäkologen, überwachen die erste Entbindung im Konzentrationslager Sachsenhausen. Die Wöchnerin, eine junge, ungarische Jüdin, strahlt in ihrem Mutterglück. Es ist ihr erstes Kind. Der Vater, ein katholischer Journalist aus Budapest, kämpft irgendwo im Osten als Offizier der

Honved. Sei
sie jüdische
Schwangers
Nest, aufge
der Gefäng
Todunglück
keimenden
Sie plaudert
zwischen G
Heimatsdorf,
Nistkästen
ihr Nest auf
von fröhlich
von Flieder
eine locker
Donau mit
Meer der s
und Schreie
Großstadt f
wurde. Ihr
Dauer. Ein
Oktober 19
Operations
Ihr Lebens
Hoffnung a
Hoffnung e
ihr Licht z

STRAHLEN
Wölkchen
streichelt si

11 Ballhorn / D

Honved. Seit sechs Monaten ist sie in Haft. Nur weil sie jüdischen Blutes ist. In der schwersten Zeit ihrer Schwangerschaft flatterte sie wie ein Vöglein ohne Nest, aufgescheucht, durch die harte, bittere Welt der Gefängnisse. Innerlich zerrissen und gehetzt. Todunglücklich im Gedanken um die Zukunft des keimenden Lebens.

Sie plaudert von ihrer glücklichen Jugend, vom Spiel zwischen Getreidefeld und Waldesrand, von ihrem Heimatdorf, wo die Amseln sangen und Stare die Nistkästen mit Leben füllten und im Lenz die Störche ihr Nest auf dem Dach bezogen. Wo Straßen und Stege von fröhlichem Kinderlärm widerhaliten. Sie plaudert von Fliederduft und Schneeinsamkeit. Später zog sie eine lockende Zukunft in die große Stadt an der Donau mit ihren Palästen und Mietskasernen, dem Meer der steinernen Häuser, dem Jagen und Hasten und Schreien der Gassen und Plätze. Im Strudel der Großstadt fand sie Christus, der ihr Licht und Lehrer wurde. Ihr blühendes Eheglück war nur von kurzer Dauer. Einer polizeilichen Jagd auf Juden Ende Oktober 1944 fiel sie zum Opfer. Nun liegt sie im Operationssaal, die junge Mutter, strahlend und müde. Ihr Lebensglück ist unbarmherzig zerschlagen. Die Hoffnung aber flackert in den dunklen Augen. Die Hoffnung eines neuen Lebens. Ihr Neugeborenes ist ihr Licht zwischen Nacht und Morgenrot.

19. März 1945

STRAHLENDE FRÜHLINGSSONNE. WENIGE leichte Wölkchen schweben im Himmelsblau. Die Sonne streichelt sie sacht.

Heute morgen wurde die junge Ungarin mit ihrem Säugling vom Krankenbau zum Krematorium gebracht. Auf Befehl Himmlers mußte die „jüdische Brut“ vernichtet werden.

Vor einigen Tagen holte ein SS-Mann den Blockschreiber von Block 4, Hans Hollmann, zum Rapportführer. Er kam nicht wieder zurück. Einer seiner Landsleute, Vorarbeiter auf dem Industriebauhof, sah, wie er zum Krematorium geführt wurde.

Hollmann war seit 1939 im Lager. In seiner Sudetenheimat leitete er einen Glaswarenbetrieb. Seine Beziehungen zum Otto-Straßer-Kreis waren der Anlaß zur staatspolizeilichen Verhaftung, jahrelangen martervollen Schutzhaft und schließlich Ermordung. Ein wertvoller Mensch und lieber Kamerad, in dessen sozialistischen Ideen das ernste Feuer christlicher Nächstenliebe brannte.

Welche Last liegt doch auf unseren Schultern. Fast kein Tag vergeht ohne irgendein teuflisches Verbrechen. Wir leben in einer Welt, die in tollen Wirbeln aus der Bahn rast. Hätten wir nicht die Gnade vom Kreuze des Herrn, die rettenden Gedanken der Ewigkeit, wir würden zusammenbrechen unter dieser Last. So gehen wir den Weg der Passion, den Kreuzweg des Mannes der Schmerzen.

30. März 1945

DIE ZUFUHR VON Frauen hält an. Die ständige Bombardierung der Berliner Rüstungsbetriebe, in denen Tausende von gefangenen Frauen schwerste Arbeiten

vernichten,
der ausgeh
noch enger
dort graus
Die Wasche
Wäsche gibt
pulver zum
fehlt an Bl
und Bürste
rar. Handt
handen. Ein
Zu fünf lie
müssen auf
Decke. Da
noch fro
bleiben nic
barbarisch
knuffen un
lichen Vo
Blondine, d
wildgeword
quälten ein
Alles, was
risch ist, h
lichen SS
flätig, gem
Wie könne
tarisierten
fast dämon
Ausrotten
lichen Seel
Hasses sch

verrichten, zwingt die Sklavenhalter zur Räumung der ausgebrannten Fabriken. Im Lager werden sie noch enger zusammengepfercht als wir. Es herrschen dort grausliche Zustände.

Die Waschräume sind völlig unzureichend. Saubere Wäsche gibt es nicht. Ebenso wenig Seife oder Waschpulver zum Reinigen der schmutzigen Garnitur. Es fehlt an Blechnäpfen, Bechern und Löffeln. Zahnpasta und Bürste sind unerschwinglicher Luxus. Kämme sehr rar. Handtücher sind in beschränkter Anzahl vorhanden. Eins muß für zehn Frauen reichen.

Zu fünf liegen sie nachts auf zwei Strohsäcken. Viele müssen auf dem Fußboden schlafen, einige sogar ohne Decke. Dabei sind die Nächte sehr kühl, manchmal noch frostig. Erkältungskrankheiten, Pneumonien, bleiben nicht aus. Die Blockführerinnen führen ein barbarisch strenges Regiment. Sie treten, schlagen, knuffen und schikanieren schlimmer als ihre männlichen Vorbilder. Besonders eine hochgewachsene Blondine, die „blonde Bestie“, tobt zuweilen wie eine wildgewordene Furie, peitscht blindwütig auf die Gequälten ein, zerrt sie an den Haaren durch den Sand. Alles, was dekadent, pervers, sadistisch, verbrecherisch ist, hat sich in diesem Hyänenklub der weiblichen SS zusammengefunden. Ihre Sprache ist unflätig, gemein, ihre Gesichter vom Laster gezeichnet. Wie können Frauen so tief sinken — wie diese militarisierten Staatsweiber der SS? Sie entwickeln eine fast dämonisch anmutende Energie im Quälen und Ausrotten ihrer Opfer. Das Reich der fraulich-mütterlichen Seele ist ihnen verschlossen. Die Tiefe ihres Hasses scheint unerschöpflich. Hier toben sich Macht-

wollust und Herrschaftswahnsinn aus. Luziferische Bosheit glost aus ihren Augen.

In der Krankenabteilung der Frauenisolierung liegen 160 bis 170 Halbverhungerte und Wundgeprügelte auf schmalstem Raum. Keine hat ein Bett für sich. Drei Betten stehen übereinander. Neben schweren Lungenfällen liegen Rheuma- und Nierenkranke.

Diese Sünde am Menschen schreit zum Himmel. Sie zerstört alles Organische, entfesselt das Triebhafte, zertrümmert alle gewachsene Form der Kultur und Zivilisation.

Die Bestie des totalitären Staates tobt sich hier aus. Alles, was gemein und schlecht, kommt hier vom Staat. Er hat die Willensfreiheit des Einzelmenschen gelähmt. Dieser Staat ist eine große, terrorisierende Bestie geworden, die Menschen hinrichtet, hinter Stacheldraht foltert, in den Krieg hetzt, Einzelschicksale knetet und zerhämmernt. Hier erst erlebt man den neuzeitlichen, neuheidnischen Staat in seiner ganzen Gemeinheit. Jedermann haben sie ungefragt in diese Form hineingezwängt.

Die Apokalypse kommt mir in den Sinn, das einzige prophetische Buch des Neuen Testamentes. Der heilige Johannes schrieb es während seiner Verbannung auf der Insel Patmos unter Kaiser Domitian um das Jahr 95. Der Herr enthüllte ihm das, was jetzt ist und was später kommen soll. Das geheimnisvollste Buch der Heiligen Schrift! In glühenden Farben malt der Heilige seherisch das grandiose Ringen zwischen Gut und Böse, zwischen dem Gottesreich und der Satansmacht. Im Symbol der beiden Tiere, Sinnbilder gottfeindlicher Weltmächte. „Ich sah aus dem Meere ein

Tier auftau
tern und 2
Häuptern s
das ich sah
Bärenfüße
sem verlieh
gewaltige
wie zum T
wurde geh
Und man l
Macht geg
den Worte
ihm kämpf
Lästernaul
undvierzig
Maul auf
Seinen Na
bürger. Es
kriegen ur
alle Stämm
werden es
Name nic
buch des
Wer Ohr
führte, wi
dem Schr
Hier gilt
bewahren
Die Tyran
Tausende
lich mahn
gegenübe

Tier auftauchen mit zehn Hörnern und sieben Häu-
ptern und zehn Kronen auf den Hörnern. Auf den
Häuptern standen gotteslästerliche Namen. Das Tier,
das ich sah, glich einem Panther. Seine Füße waren
Bärenfüße und der Rachen wie ein Löwenmaul. Die-
sem verlieh der Drache seine Kraft, seinen Thron und
gewaltige Macht. Ich sah eines von seinen Häuptern
wie zum Tode verwundet. Aber seine Todeswunde
wurde geheilt. Die ganze Welt staunte über das Tier.
Und man betete den Drachen an, der dem Tiere die
Macht gegeben, und man betete auch das Tier an mit
den Worten: „Wer ist dem Tiere gleich? Wer kann mit
ihm kämpfen?“ Es wurde ihm ein großsprecherisches
Lästermaul gegeben und die Macht verliehen, es zwei-
undvierzig Monate so zu treiben. Und es tat sein
Maul auf zu Lästerungen wider Gott und lästerte
Seinen Namen und Seine Wohnung und die Himmels-
bürger. Es wurde ihm gestattet, die Heiligen zu be-
kriegen und zu besiegen. Auch bekam es Macht über
alle Stämme und Völker, Sprachen und Länder. So
werden es denn anbeten alle Weltbewohner, deren
Name nicht seit Grundlegung der Welt im Lebens-
buch des geschlachteten Lammes geschrieben steht.
Wer Ohren hat, der höre. Wer in Gefangenschaft
führte, wird selbst in Gefangenschaft gehen. Wer mit
dem Schwerte getötet, muß durchs Schwert fallen.
Hier gilt es für die Heiligen, Geduld und Glauben zu
bewahren.“

Die Tyrannei dieser scheußlichen Bestie, an die uns
Tausende toter Leidensgenossen täglich, ja stünd-
lich mahnen, der wir tagein tagaus Auge in Auge
gegenüberstehen, muß und wird gebrochen werden.

Die Gesetze der Gottesordnung lassen sich nicht ungestraft brechen. Die verletzten Ordnungen Gottes haben das Gesetz ihrer Rache in sich. Es bleibt keine Wahl zwischen der Freiheit der Kinder Gottes, die auch die Freiheit der Kinder dieser Welt trägt, und der Knechtschaft und dem Terror von Tyrannen, die so wenig die Freiheit achten wie der satanische Widerpart Christi.

Alle aufsteigenden Kulturen haben im Zeichen des Kreuzes gestanden. Verschwindet dieses Zeichen, so bleibt nur noch ein Sterben. Was aus der Macht der Seele nicht geschieht — weil in ihr die Religion nicht frei und ursprünglich wirken kann —, das muß notwendig durch Terror von außen erzwungen werden, von einer geheimen Staatspolizei, einem Sicherheitsdienst. Die Folge ist, daß das positive Prinzip der Religion, das eigentliche Lebensprinzip der Völker, schließlich schwindet. Auf rein irdischer Ebene erzeugt Druck ständig Gegendruck, bis Klassenkampf und Revolution an den Rand der Anarchie treiben. Jedes Herrschaftsprinzip führt zu Terror und Folter, das nicht mehr die Kräfte der Religion voraussetzt, die von einer anderen Sphäre her die Gewissen formen. Läßt man Christus und sucht Ihn durch ein Trugbild des Satans zu ersetzen, werden luziferische Kräfte die Menschheit treiben bis zum Weltentod. Dieses Ende muß kommen, wenn die lebendigen Kräfte des Organismus ersetzt werden sollen durch die geheimnislosen der Organisation.

Es sterben heute Millionen, und Völker werden zermalmt. Tausende zerbrechen unter dem Rätsel des Lebens. Die Sehnsucht nach der Welt des Glaubens

aber wächst
Menschen
Sonne wird
Dunkelheit
wird nicht
betrieb. Es
Menschen,

DIE EVAK
Armee rück
nicht gern
Amerikaner
flüchten, a
herde mit
Seit sechs
In Marsch
Wittstock
Gänsemar
vom Balk
Die Wach
asoziale u
Tage zu
jeder Ma
einer Ma
empfang
Leberwur
Nachmitt
nigt, Ver
verlassen
tausend

aber wächst. Ein neues Reich wird erstehen, dessen Menschen heimfinden werden zu Gott. Eine neue Sonne wird aufgehen, deren Licht alle Nebel und Dunkelheiten zerstreuen wird. Das Reich der Zukunft wird nicht entstehen aus einem organisierten Massenbetrieb. Es muß erlitten und erstritten werden von Menschen, die in einem neuen Lichte wandeln.

21. April 1945

DIE EVAKUIERUNG DES Lagers läuft an. Die Rote Armee rückt unaufhaltsam gegen Berlin. Die SS möchte nicht gern in russische Hände fallen. Von den Anglo-Amerikanern erhofft sie mehr. Allein kann sie nicht flüchten, also muß das ganze Lager wie eine Viehherde mitgetrieben werden.

Seit sechs Uhr früh wird evakuiert. Auch die Frauen. In Marschsäulen von je tausend Häftlingen. Richtung Wittstock in der Mark. Links und rechts trotten im Gänsemarsch ältere SS-Leute, vielfach Volksdeutsche vom Balkan, die nur gebrochen deutsch sprechen. Die Wachmannschaft ist verstärkt durch kriminelle, asoziale und einige politische Häftlinge, die man am Tage zuvor in SS-Uniform gesteckt hat. Den Schluß jeder Marschsäule bildet ein Oberscharführer, mit einer Maschinenpistole bewaffnet. Die ersten Gruppen empfangen pro Mann ein Brot und zu viert eine Dose Leberwurst. Marschverpflegung für eine Woche. Am Nachmittag und am Abend wird das Tempo beschleunigt, Verpflegung nicht mehr ausgegeben. Die Letzten verlassen das Lager in später Abendstunde. Einige tausend Kranke und Invalide bleiben zurück. Die

Nacht ist dunkel. Nur hin und wieder erscheint zwischen schweren Wolken gespenstisch die Mondscheibe. In der Ferne wird wild geschossen.

22. April 1945

DIE GANZE NACHT sind wir marschiert. Ohne Rast und Ruh. Wer nicht durchhält, wird am Wegrand abgeknallt. Kopfschuß. Je mehr die Morgendämmerung anbricht, desto häufiger peitschen Todesschüsse die Stille des jungen Tages. Rechts und links sieht man die Entseelten liegen. Einige bekannte Gesichter darunter. Jahrelang trugen wir gemeinsam Freud und Leid des Lagerlebens. Einsame und unbekannte Helden! Der Hunger beißt in den Eingeweiden. Achtzehn Stunden laufen wir schon. Die Füße heiß und wund. Unsere Schultern sind schmal und die Knochen schauen heraus. Die SS hat einige von uns gezwungen, ihre Tornister zu tragen. Deren Riemen schneiden wie Messer. Wir schleppen je eine Decke. Sie drückt wie ein großes Kreuz, das wir zu unseren eigenen Richtstätten tragen.

Vor mir geht Witold, ein polnischer Kamerad. Acht Kinder hat er daheim, irgendwo in der Wojewodschaft Wolyn. Langsam sinkt seine Decke tiefer herunter. Sein Hals ist erschreckend dünn. Witold scheint im Gehen zu duseln. Seine Mütze sitzt so merkwürdig schief. Sein Schritt ist schlüpfend, „mit den Knien nach der Heimat“ —, so nennen wir das. Ein SS-Mann brüllt von hinten irgendeinen Befehl. Witold erwacht. Sein magerer Körper zuckt zusammen. Der Wachmann ist plötzlich neben ihm, stellt ihm ein Bein.

Witold stolp
auf die Straß
humpelt nac
Schuß fällt.
schossen am
Hunger, Hu
Magen. Er is
blase, leer, v
sickert.
Piet kaut an
gespart hat.
Mund zusam
„Laß mal al
liebervoll di
mir. Ich bre
meinem Ne
den Rest d
und kauen,
Die Augen
Der aufwir
laufen imm
noch wie
Füßen. Die
geschwollen
Mägen in d
nungslos. S
wie eine a
Endlich —
Rastbefehl
um. Die Kn
über dem
frischgrüne

Witold stolpert, fällt aus dem Glied heraus, schlägt auf die Straßensteine. Mühsam kommt er wieder hoch, humpelt nach, bleibt schließlich erschöpft zurück. Ein Schuß fällt. Ich wende mich um. Witold liegt erschossen am Straßenrand. Wieder einer.

Hunger, Hunger, wie tust du weh! Es gluckert im Magen. Er ist plötzlich wie eine aufgeblähte Schweinsblase, leer, voller Luft. Die Leiber dunsten, der Schweiß sickert.

Piet kaut an einem Brotkanten, den er noch vom Lager gespart hat. Mir läuft beim Hinsehen der Speichel im Mund zusammen.

„Laß mal abbeißen, Piet,“ rufe ich ihm zu. Er besieht liebevoll die Kruste, den schäbigen Rest, reicht ihn mir. Ich breche ihn halb durch und teile mit Walter, meinem Nebenmann. Immer noch einmal kauen wir den Rest durch, vermischen ihn mit Speichel, kauen und kauen, bis er von selbst in den Magen rutscht. Die Augen sind von Schweiß verklebt und entzündet. Der aufwirbelnde Staub krustet an den Lidern. Wir laufen immerzu — mit dünnen Schenkeln, die nur noch wie Automaten sich bewegen, mit wunden Füßen. Die Gesichter sind aufgedunsen, die Hände geschwollen. Wie Nebel zieht der Hunger aus den Mägen in die Hirne — das Blut kreist dünn und hoffnungslos. Schwindel packt an das Herz und läßt es wie eine alte, sterbende Uhr pochen.

Endlich — wir sind in der Nähe von Lindow — wird Rastbefehl gegeben. Wir sinken an einem Waldrand um. Die Knie zittern uns. Ein schwüler Mittag brütet über dem Land. Die kleine Hecke lockt mit ihren frischgrünen Blättern. Ich rupfe mir eine Handvoll

ab und fülle den Mund damit. Sie schmecken nach Sauerampfer. Es ist ja schon gleich, womit der Hunger gestillt wird. Nur etwas im Mund haben . . .

Ein dicker SS-Mann zieht andächtig ein Stück Hartwurst aus seinem Brotbeutel, dreht es nach allen Seiten und beißt kräftig hinein. Es wird immer kleiner; langsam zieht er schließlich die Pelle am Band aus dem Mund und wirft sie lässig fort.

Ich würge die grüne, feinzerkaute, bittere Blättermasse mit einem Druck hinunter, so daß ich einen dumpfen Schmerz in der Speiseröhre und im Magen verspüre . . .

Es werden rohe Kartoffeln ausgegeben. Vier Stück pro Kopf. Das ist die ganze Tagesverflegung. Einige essen sie roh.

Am Abend beziehen wir große Feldscheunen.

Ich kann nicht schlafen, ringe nach Luft, reiße mir das Stroh vom Oberkörper, starre in die Dämmerung der Scheune, sehe im trüben Mondlicht, das durch eine schlecht verdeckte Lücke im Dach fällt, die Sparren des Gebälks über mir, schaudere zusammen. Ich bin unfähig, irgendeinen klaren Gedanken zu fassen. Die grausigen Schrecken und Strapazen des Todesmarsches von Sachsenhausen nach Lindow haben meine Denkkraft gelähmt. Eiskalt sind Hände und Füße, matt und träge schlägt das Herz. Der gesamte Blutkreislauf scheint zu stocken. Mein Nachbar Walter liegt wie erschlagen. Auf seiner Stirn liegt wie eine dünne Gallerte eine kalte Schicht gestockten, fettigen Schweißes. Seine Lippen sind in dürrer Brüchigkeit verzogen.

Dann wieder kriechen wir so tief wie möglich unter Stroh und Decke, will mich verbergen vor den entsetz-

lichen Ge
Wochen, d
schlangeng
den Hals v
mit feucht
Unheimlich
sammenge
Fratzen all
Ich lausch
der Kamer
von Not u
vor dem T
ten Köpfe
genossen.

WIR WAN
manchmal
die Toten
hoch wie

Vielen ist
Bindfäden
wegslöse
Fetzen sc
knackend
mehr auf
schossene
aufgerisse
schmutzig
lich bleck

lichen Gedanken an das Grauenhafte der letzten Wochen, das durch die kleinsten Fugen der Scheune schlangengleich, gespenstisch herankriecht, sich um den Hals windet wie Schlingkraut, mich drosselt wie mit feuchtkalten Leichenfingern.

Unheimliche Bilder steigen hinter den verzweifelt zusammengepreßten Augenlidern auf . . . grinsende Fratzen aller furchtbaren Tode und sadistischen Morde. Ich lausche in die Finsternis. Schwer geht der Atem der Kameraden. Sie träumen die grauenhaften Träume von Not und Tod des Lagers, schreien auf, flüchten vor dem Tod, sehen die ausgehöhlten, zerschmetterten Köpfe und Glieder ihrer gemordeten Schicksalsgenossen.

24. April 1945

WIR WANKEN ÜBER regennasse Straßen und Wege, manchmal mehr kriechend als marschierend. Die Toten, die Toten . . . ihre Namen wirbeln immer wieder hoch wie längst gefallenes Laub.

Vielen ist das Schuhwerk aufgerissen. Sie haben Bindfäden und Draht darum geschnürt, die sich unterwegs lösen, so daß sie halb barfuß weitertaumeln. In Fetzen schlottern die Mäntel und Hosen um die knackenden Gelenke und Knochen, Fleisch ist nicht mehr auf den Rippen. Rechts und links liegen Erschossene im Straßenschlamm und in den Gräben. Ihre aufgerissenen Augen wäscht der Regen, ihre mageren, schmutzigen Hände sind im Dreck versunken. Schrecklich blecken sie ihre Gebisse in den Himmel. Kein

Kreuz wird je ihre Frauen und Mütter zu ihrer letzten Ruhestätte führen.

Wir weinen nicht, wir fluchen nicht, wir trauern nicht. Unsere Gesichter sind schwer zu erkennen in der aschfahlen Haut. Zwischen den spitz hervorstehenden Knochen unserer Wangen liegen die ausgelöschten Augen wie trübe, schlammgefüllte Löcher. Die letzten Tage, die hinter uns liegen, lassen uns nicht mehr daran glauben, daß wir noch leben. Niemand spricht, kein Ruf ertönt. Wir sind todmüde, zerschlagene, halbverhungerte Jammergestalten, die irgendwo eine Handvoll Laub, ein Bund Stroh und Lumpen suchen, wo sie sich ausstrecken und sterben können. Wir keuchen dahin, tiefgebückt und mit schlürfenden Schritten. Da und dort hockt eine graue, zerfallene Gestalt etwas abseits und spritzt Blut und Schleim von sich. Manchmal fällt auch einer um und bleibt liegen, windet sich in furchtbaren Schmerzen. Der Genickschuß ist das bittere Ende.

Man müßte schreien können. Aber Zungen und Stimmbänder sind gelähmt. Es wird noch eine Zeit dauern, bis wir wieder sprechen, weinen, aufbrüllen können, hinausschreien können, gellend, daß es das Blut derer erstarren läßt, die hören sollen: Die unsagbare Verzweiflung unserer Seelen und Leiber.

Werden wir je wieder normale Menschen werden? Wie ein Stück Dreck hat uns diese Zeit in ihre blutigen Fäuste genommen und uns hineingeklatscht in das Grauen, in Sadismus und Wahnsinn.

Einer kriecht auf allen Vieren vorwärts, bleich im Entsetzen vor dem nahenden Ende. Niemand achtet darauf, nicht der nächste Nebenmann. Jeder kennt

nur sich, für
furchtbares
Wie gut, daß
unsere Qua
geschwächt
daran zerbr

SEIT VIER
schöpfter
das Aufhe
wissen wir
bevölkerun
berg, Herz
Below mit
der zahlre
Andere w
macht un
ermüdlich
Internatio
Tagen mi
Debatte e
Waldlage
auf dem
Zweigen
sind noc
entzündu
Tagen ste
Drei Kilo
Hier dürf
richten.

letzten
nicht.
in der
enden
schten
letzten
t mehr
spricht,
e, halb-
o eine
suchen,
n. Wir
fenden
fallene
Schleim
bleibt
en. Der

en und
ne Zeit
brüllen
es das
Die un-
ber.
werden?
re bluti-
tscht in

eich im
d achtet
er kennt

nur sich, fühlt nur dumpf seine eigene Qual. Sein furchtbares Leiden betäubt ihn, Tag und Nacht. Wie gut, daß ihr daheim nicht wißt, wie furchtbar wir unsere Qual durch die Stunden tragen. Euere armen, geschwächten, ängstlich horchenden Herzen müßten daran zerbrechen.

29. April 1945

SEIT VIER TAGEN hat das wilde Niederknallen erschöpfter Häftlinge aufgehört. Welche Ursachen für das Aufheben des Schießbefehls maßgebend waren, wissen wir nicht. Man munkelt, die märkische Landbevölkerung, die unseren Passionsweg über Löwenberg, Herzberg, Lindow, Rheinsberg, Wittstock nach Below miterlebte, sei durch den furchtbaren Anblick der zahlreichen Gemordeten in Erregung geraten. Andere wollen von Zwischenfällen zwischen Wehrmacht und SS-Leuten gehört haben. Auch die unermüdlich von Lübeck heranrollenden Lastwagen des Internationalen Roten Kreuzes, die uns seit einigen Tagen mit Lebensmitteln versorgen, werden in die Debatte einbezogen. In Below haben wir ein großes Waldlager bezogen. Die meisten haben ihre Decken auf dem Todesmarsch verloren und kampieren auf Zweigen und zusammenge rafftem Laub. Die Nächte sind noch kalt und manchmal naß. Die Lungenentzündung grassiert. Sulfonamide fehlen. In wenigen Tagen sterben an die 450 Ausgemergelte.

Drei Kilometer vom Waldlager liegt das Dorf Grabow. Hier dürfen wir in einigen Scheunen ein Revier einrichten. Nun, da der Schießbefehl aufgehoben ist,

brechen Hunderte zusammen. 872 Kranke werden heute gezählt. Dumpf und stöhnend liegen sie im dürftigen Stroh. Viele husten und röcheln immerzu. Andere liegen in todesähnlichem Schlaf.

1. Mai 1945

DREI GROSSE LASTWAGEN des Internationalen Roten Kreuzes rasseln ins Dorf. Sie halten vor unseren Scheunen, laden die so begehrten Lebensmittelpakete ab und wollen Schwerkranke mit nach Lübeck nehmen. 107 finden Platz. Ich werde als Transportbegleiter mitgeschickt.

Keine SS-Begleitung! Unsere Herzen schlagen höher. Die Freiheit, die goldene, heißersehnte, winkt. Die russische Front ist nahe. Die Wagen jagen über Wittstock, Parchim in Richtung Schwerin. Der Himmel ist halb bedeckt. Über uns tiefes Brummen. Wir blicken scheu nach oben. Wissen nicht, aus welcher Richtung es kommt. Wir hören es deutlicher, näher über uns. Die Militärfahrzeuge stoppen. Soldaten hetzen von der Marschstraße fort und rufen: „Tiefflieger! Deckung nehmen!“ Und dann sind sie ganz tief über uns, blitzschnell niedergestoßen aus dem Dunst der Luft. Wir sehen die blanken Tragflächen sekundenlang in der Sonne aufglänzen. Wir hören das schaurige Brummen der Motoren. Es nimmt uns die Luft, wir wagen kaum zu atmen. Wir fühlen uns wehrlos dem Tode und der Vernichtung ausgeliefert.

Knatternd jagen die Flugzeuge über uns hinweg. Vor und hinter uns stehen Lastwagen, Tankwagen und Panzer in Flammen. Bis auf zehn Meter Entfernung.

Um drei Uhr
Fahrt, rollen

GESTERN
Lübeck ein
nes Leben
rand stand
dener Nati
Wangen. E
lichen Gef
reifer Män
des haben
der Leiche
tigen Zers
glänzt der
Tränen. W
In ruhiger
schmutzten
des Lesen
die etwas
darüber ge
müssen, da
das Leber
übertrum
jeder Wa
Ein Zeitra
Tage mei
zeigefäng
einem Ko
gefroren,
maticus u

Um drei Uhr nachts, nach sechzehnständiger, jagender Fahrt, rollen unsere Wagen in die alte Hansestadt.

3. Mai 1945

GESTERN ROLLTEN DIE ersten englischen Panzer in Lübeck ein. Mit ihnen Freiheit und wiedergewonnenes Leben für uns jahrelang Geknechtete! Am Straßenrand standen verhärmte Konzentrationäre verschiedener Nationen. Tränen rollten über ihre knöchigen Wangen. Es waren keine Tränen, die dem oberflächlichen Gefühl entquillen. Es waren vielmehr Tränen reifer Männer, die an sich schon etwas Erschütternes haben. So etwa wie die Tränen Christi, die an der Leiche des Freundes oder im Anblick der künftigen Zerstörung Seiner Stadt geweint wurden. So glänzt der Tautropfen des Frühmorgens auf, wie diese Tränen. Wir dürfen wieder Menschen sein.

In ruhiger Abendstunde überlese ich meine verschmutzten Notizblätter. Es überkommt mich während des Lesens das eigentümliche Gefühl aller Menschen, die etwas Besonderes erlebt haben und beim Bericht darüber gegen das unerklärliche Empfinden ankämpfen müssen, daß ihr Schicksal kaum glaubwürdig erscheint, das Leben auch hier wieder die farbigste Phantasie übertrumpft habe und ihre Erlebnisse für sie selbst jeder Wahrhaftigkeit und Tatsächlichkeit entbehren. Ein Zeitraum von fünf Jahren ist verstrichen seit dem Tage meiner Verhaftung. Inzwischen war ich in Polizeigefängnissen, einer Untersuchungshaftanstalt, in einem Konzentrationslager, habe gehungert, gefront, gefroren, eine Gasvergiftung, einen Typhus exanthematicus und abdominalis überstanden.

Wie wird der Weg zurück sein? Schmerzhaft unbeholfen werden wir zu den früheren Lebensformen zurückfinden müssen. Die Gestapopsychose, eine stete Angst vor verhängnisvollem Entdecktwerden, wird uns nur langsam loslassen. Wir werden uns in den Straßen unserer Städte des öfteren umwenden, vorsichtig, mißtrauisch und argwöhnisch gegen Fremde sein. Die Welt ist weitergegangen, während wir als Konserven in der Gruft des Konzentrationslagers lange Jahre dahinlebten. Wir werden mit der neuen Welt und sie mit uns Geduld und Nachsicht haben müssen.

6. Mai 1945

NUR WER AN die Macht des Teufels glaubt, kann verstehen, was sich in den Jahren seit 1933 im Dritten Reich zugetragen hat. Denn nur als Teufelswerk kann gedeutet werden, was wir erlebt haben. Ein fürchterliches Gespenst, das Tier der Apokalypse, zog in der Dämmerung eines neuen Morgens seine grausigen Grimassen. Das sehen heute selbst jene sich erhaben dünkenden Spießer einer vermoderten Liberalität, die in ihrer chronischen Horizontverengung Gott und Teufel nicht mehr sahen und sie aus ihrer Rechnung ausschalteten. Die mehr als ein Dezennium dauernde Herrschaft des widergöttlichen Prinzips stürzte uns in ein Meer von Bitterkeit, Verzweiflung, Tränen und Seufzer. Mit oft enttäuschten, halbirren und doch noch hoffenden Augen hielten wir Jahr um Jahr Umschau, ob nicht irgendwo eine Gestalt aufträte, gesund und ganz, ohne Bruch und ohne Zaudern, ein Mensch — stark genug, auch Zerbrochene zu trösten.

Millionen
Keiner der
neten und
großer Fü
aufrecht s
ersten Chr
große Wi
nicht. Sata
Es war wi
blindmach
härtet, teu

Es trug a
Muckerma
immer Eil
grausam in
das von e
springt. Es
nisch den
Asche, die
Sterne umf

1934 schrie
prophetisch
Dritten Re
seinen Sinn
sich offenb
während. I
wiederum
da, die Son
hin, die A
Es kommen
den Schutt

12 Ballhorn / I

Millionen schauten nach ihm aus. Keiner fand sich. Keiner der durch die Würde eines Amtes Gezeichneten und Berufenen fand den Mut und die Kraft zu großer Führerschaft. Gewiß, es gab Gestalten, die aufrecht standen und die apostolische Urkraft der ersten Christen ausstrahlten. Aber der überragende, große Widerpart des tobenden Tyrannen fand sich nicht. Satan war unbestritten Fürst in seinem Reich. Es war wie er: gottfeindlich, gottlos, finster, dunkel, blindmachend, pervers, eitel, nichtig, natürlich, verhärtet, teuflisch.

Es trug alle Kennzeichen des Bösen, das Friedrich Muckermann S. J. so charakterisiert: „Das Böse hat immer Eile. Es ist immer hastig und nervös. Es ist grausam in seiner Erfolglosigkeit. Es ist wie das Feuer, das von einem dürrn Holze auf das andere überspringt. Es gibt eine riesige Flamme, es rötet dämonisch den Himmel, aber nur eine Weile, dann ist alles Asche, die Luft voller Pestgeruch und Sonne und Sterne umflort von Rauchschwaden.“

1934 schrieb er diese Sätze. Sind sie nicht eine klare prophetische Schau vom Auf- und Untergang des Dritten Reiches? Aber Satans Zerstörungswerk hat seinen Sinn. Gott läßt das zu, damit das Unzerstörbare sich offenbare. Aber der Sieg des Guten ist immerwährend. Das Licht bricht immer wieder durch. „Und wiederum eine Weile, dann sind die Sterne wieder da, die Sonne zieht ihren herrlichen Bogen am Himmel hin, die Ackerkrume wird geweckt zu neuem Leben. Es kommen Menschen, die wieder der Natur gehorsam den Schutt entfernen und den Pflug durch die Scholle

ziehen. Eine Weile nur, und es erwacht wieder das Kind im neugeborenen Menschen. Alles ist auf einmal jung und schön, es wird die Weltgeschichte wieder bewegt vom Atem Gottes, und die große Freude ist wiedergekehrt."

9. Mai 1945

ICH LIEGE IN einem herrlichen, weichen Bett. Weißbezogen. Ich befühle meinen Leib, die Stirn, den Mund, selig wie mit Himmelshänden. Ich bin noch da! Es ist Mai, aber mein Herz ist zeitlos geworden und in meinem Antlitz trage ich die Gesichter der Toten, die ich nicht vergessen kann. Fern schon scheinen die vergangenen Tage, die Tage des Hungers, der Mißhandlungen und Erniedrigungen. Aber es waren Tage eines greifbaren, wirklichen, grausamen Lebens — Tage, die nach Schweiß, Staub und Blut rochen. Wie oft standen wir auf der Grenze zwischen Leben und Tod. Unser Dasein bis zu diesem Tage war ein einziger Marsch durch eine Wüste der Verlassenheit.

Ich muß die Augen schließen, ich träume durch die Stunden. Dann sehe ich den schaurigen Totentanz eurer gemordeten Leiber, ihr armen Schicksalsgenossen. Ihr faßt euch an den Händen, bewegt euch im Kreise . . . ihr singt eine ferne, fremde Melodie. Es sind Klänge aus einer neuen Zukunft, für die ihr gestorben seid.

das
ein-
wie-
eude

Weiß-
den
noch
orden
er der
schon
Hun-
Aber
samen
d Blut
ischen
ge war
lassen-

rch die
z eurer
sen. Ihr
ise . . .
Klänge
en seid.

Druckfehlerberichtigung.

Auf Seite 4 und Seite 34 hat uns der Druckfehler-
teufel einen Streich gespielt.

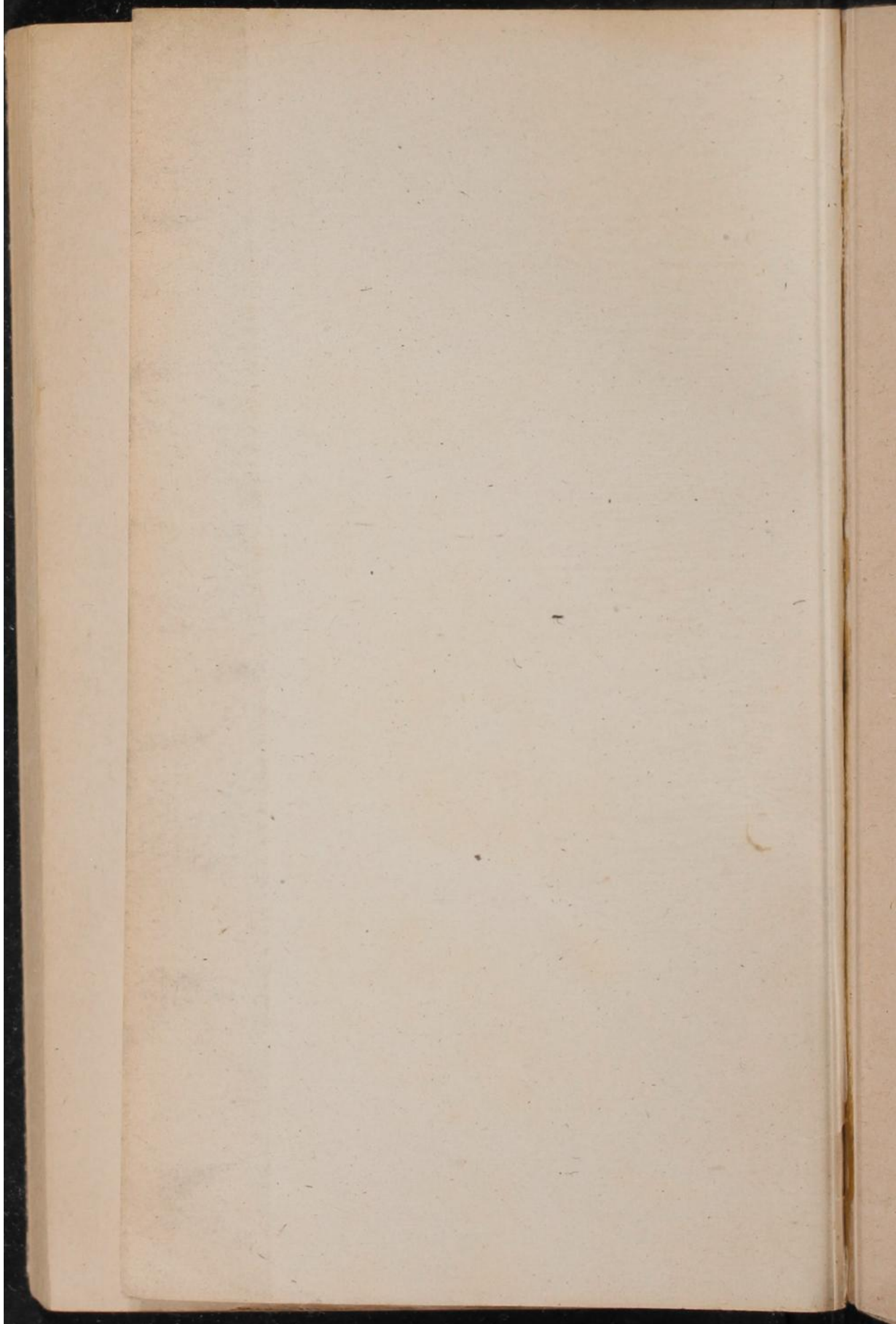
Das Motto auf Seite 4 stammt von Bischof Paul Wil-
helm von **KEPPLER**.

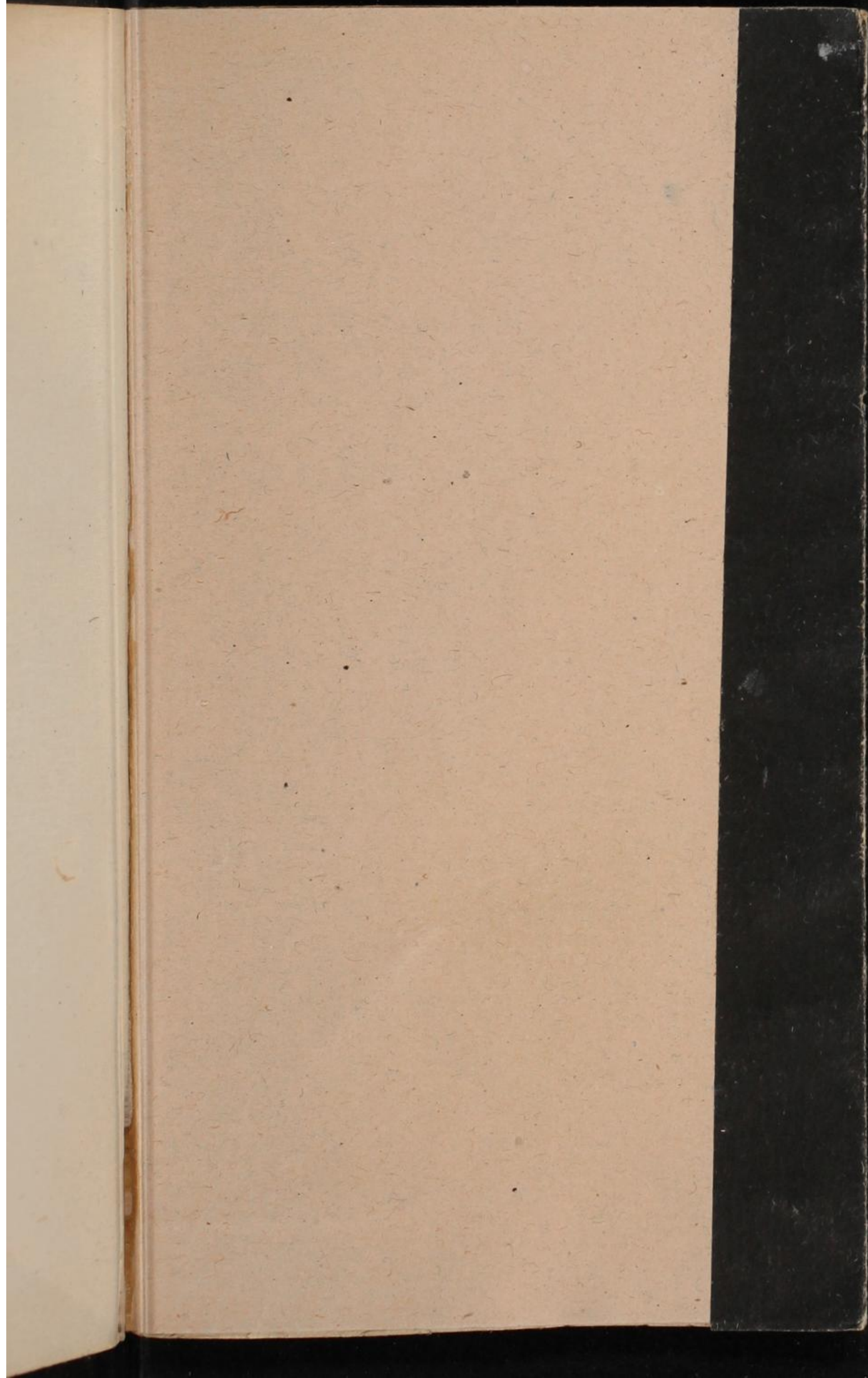
Das Datum auf Seite 34 ist nicht der 24. Dezember,
sondern der **16.** Dezember 1940.

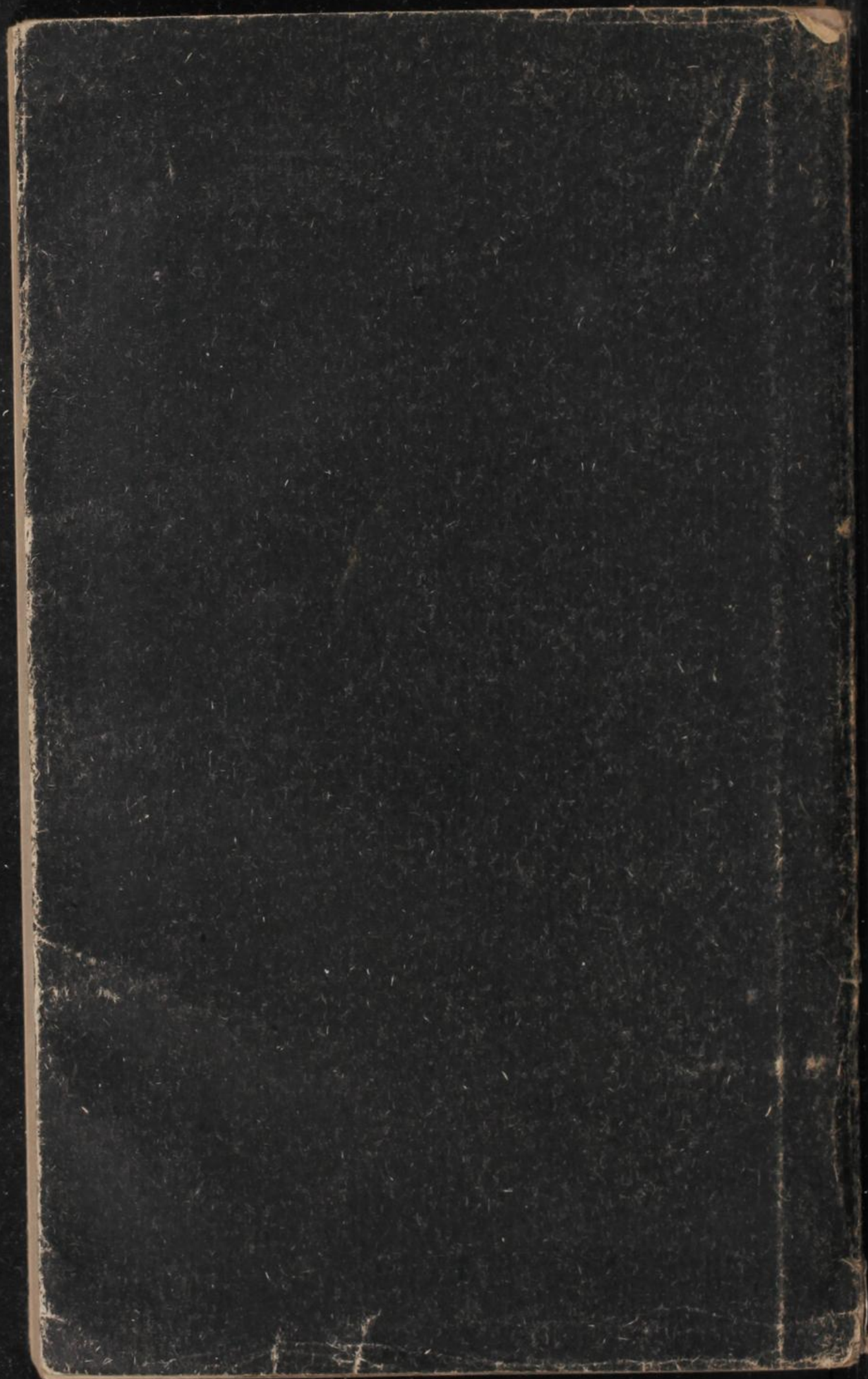
er-

il-

er,







UB Gießen

22

473

A N Z B A L L H O R N

Colour & Grey Control Chart

Da
P

Blue
White

Cyan
Grey 1

Green
Grey 2

Yellow
Grey 3

Red
Grey 4

Magenta
Black



DIE KEITLER GOTTES



Tagebuch eines jungen Christen

1940-1945

0 cm 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13

6

8

L

9

S